



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



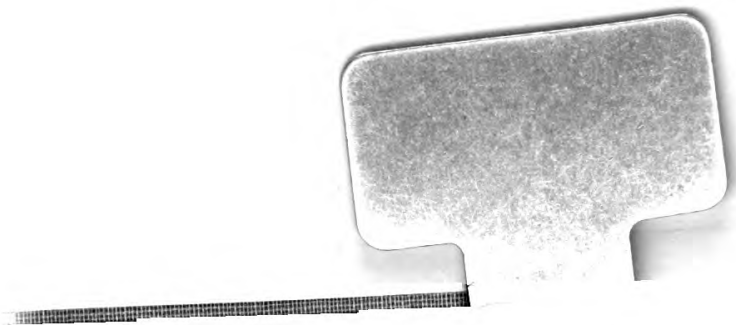
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

DER ENTDECKER
VON PERGAMON
CARL HUMANN



2060

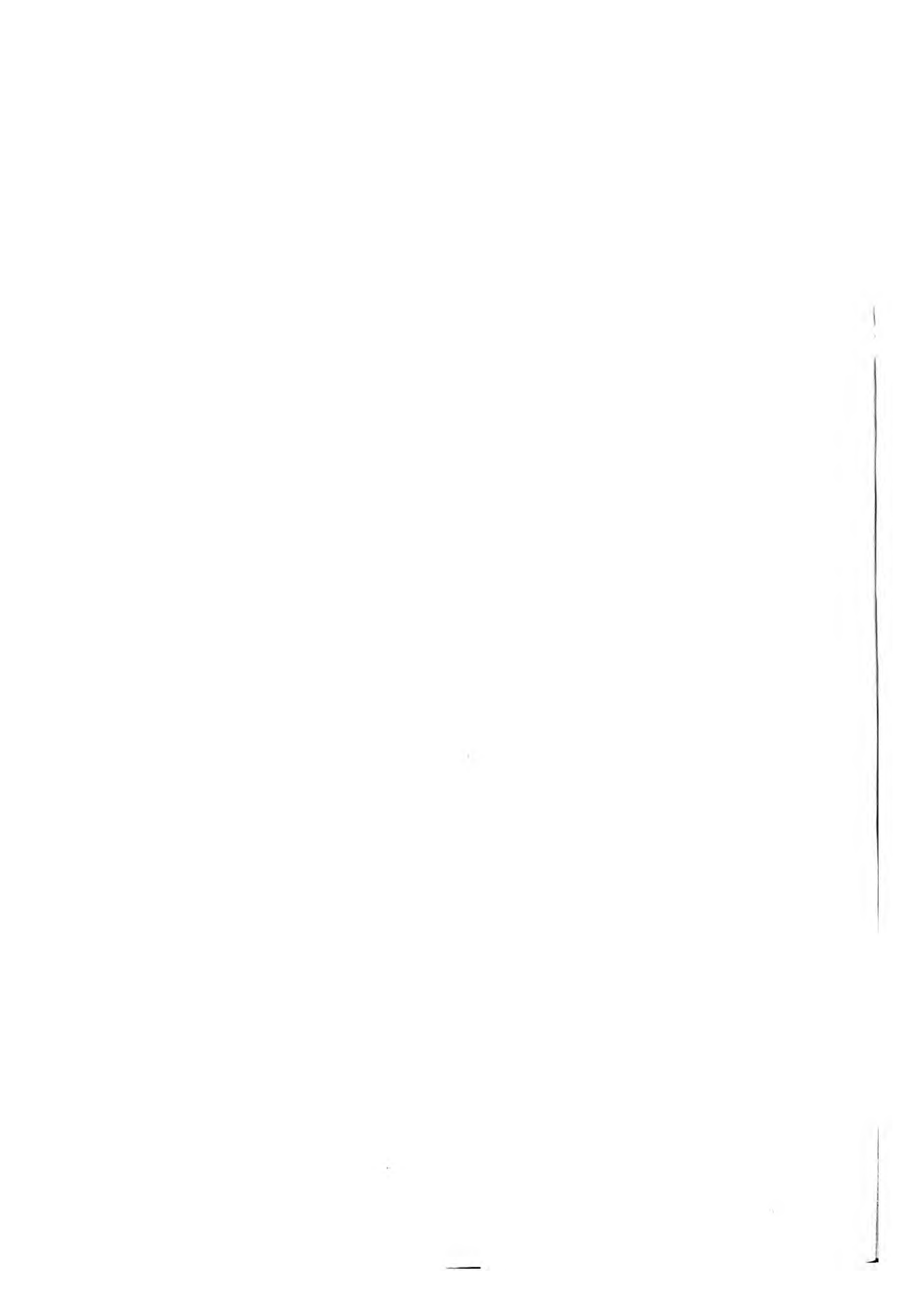
e. 17







**DER ENTDECKER VON PERGAMON
CARL HUMANN**





Carl Humann



Handwritten text, possibly a signature or name, appearing as a faint, cursive scribble.

DER ENTDECKER
VON PERGAMON
CARL HUMANN

EIN LEBENSBIOD

HERAUSGEGEBEN VON
CARL SCHUCHHARDT
UND
THEODOR WIEGAND

Mit 1 Tafel in Lichtdruck, 14 Tafeln in
Doppeltondruck und 12 Textabbildungen

BERLIN 1930

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG



ALLE RECHTE VORBEHALTEN / COPYRIGHT 1930 BY
G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN
GEDRUCKT BEI OSWALD SCHMIDT G. M. B. H. IN LEIPZIG

INHALT

I. Zur Erinnerung. Von Richard Schöne	1
II. Humanns erster Bericht über Pergamon, 1878/79. Mit Nachwort von A. Conze	11
III. Humanns zweiter Bericht über die Ausgra- bungen von 1880/81.....	54
IV. Humanns dritter Bericht über die Ausgra- bungen von 1883 bis 1886	74
V. Ein Jahr bei Carl Humann in Pergamon. Von Carl Schuchhardt	96
VI. Die Burg des Tantalos im Sipylosgebirge. Von Carl Humann	141
VII. Etwas Türkisch. Eine Plauderei von Carl Humann	152

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1	Bildnis Carl Humann, Lichtdrucktafel gegenüber dem Titelblatt		
2	Pergamon, von Süden	gegenüber	Seite 10
3	Römischer Ziegelbau in der Unterstadt....	„	„ 12
4	Minarett mit farbigen Glasurziegeln aus dem 14. Jahrhundert	„	„ 14
5	Alexander Conze, Bildnis	„	„ 20
6	Die Göttin der Nacht, Schlangen werfend .	„	„ 28
7	Das Fundament des großen Altars nach der Ausgrabung.....	„	„ 30
8	Die Zeusgruppe des großen Altars.....	„	„ 42
9	Athena mit der aufsteigenden Erdgöttin und der heranfliegenden Siegesgöttin	„	„ 44
10	Gesamtplan der Hochburg nach den Aus- grabungen 1886	„	„ 50
11	Pergamon-Museum, Berlin. Blick von der Oberstufe des wiederhergestellten Treppen- aufgangs nach abwärts	„	„ 52
12	Vorhalle des Athenabezirks mit Waffen-Fries- relief. Wiederaufbau im Pergamon-Museum, Berlin	„	„ 58
13	Athena Parthenos des Phidias. Marmorkopie der pergamenischen Königszeit in der Biblio- thek	„	„ 60
14	Altar und Hochburg von Süden, Rekon- struktionsskizze		Seite 74
15	Südwestabhang der Burg	„	77

16 Die Burg von Pergamon, rekonstruiert von R. Bohn	gegenüber Seite 84
17 Dionysostempel beim Theater. Rekonstruk- tion von R. Bohn	Seite 87
18 Gustav Richters Entwurf zum lebenden Bilde „Pergamon“, aufgeführt im Kaiserlichen Palais am 22. März 1880	gegenüber Seite 88
19 Maskenfries vom Theater	Seite 96
20 Richard Bohn, Architekt der Ausgrabungen von Pergamon, Bildnis	„ 99
21 Carl Schuchhardt, Bildnis	„ 107
22 Hellenistische Quaderwand des Marktes zu Aigai	„ 119
23 Heinrich Kiepert, Bildnis	„ 123
24 Paul Wolters, Bildnis	„ 133
25 Ernst Fabricius, Bildnis	„ 138
26 Thron des Tantalos	„ 141
27 Burg des Tantalos, Gebirgsprofil	„ 146
28 Burg des Tantalos, Wohnhausreste	„ 148

Der Gigantenkopf des Umschlags stammt aus der Athena-
gruppe des Altarfrieses. Aufnahme der Staatlichen Bildstelle

I. Zur Erinnerung

Von RICHARD SCHÖNE ¹

AM 12. April 1896 ist in Smyrna, seiner zweiten Heimat, *Carl Humann* einem schweren Leiden erlegen, dem ein durch vieljährige Anstrengungen geschwächter Körper nicht zu widerstehen vermochte. Ein kurzes Wort der Erinnerung möge Zeugnis ablegen von der dankbaren Liebe und Verehrung, mit der wir des treuen Freundes, Mitarbeiters und Beamten unserer Museen gedenken.

Carl Wilhelm Humann war am 4. Januar 1839 in Steele, einem Städtchen des Regierungsbezirks Düsseldorf, geboren. Seine Ausbildung fand er zunächst auf dem Gymnasium zu Essen, das er im Jahre 1859 nach bestandnem Abiturientenexamen verließ, um sich dem Ingenieurberuf zu widmen. Nach einem Jahre praktischer Beschäftigung im Eisenbahnbau und Feldmesserdienst ging er 1860 nach Berlin, um hier auf der damaligen Königlichen Bauakademie seine Studien zu beginnen und zugleich Vorlesungen an der Universität zu hören. Die reiche Anregung, welche ihm diese Studien und die eifrig betrachteten Kunstschatze der Hauptstadt boten, hat auf sein ganzes Leben bestimmend nachgewirkt, obgleich er sich schon im Jahre 1861 durch seine Gesundheit gezwungen

¹ Generaldirektor der Museen bis 1905, Wirklicher Geheimer Rat, Ehrenmitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Für Humanns Bildungsgang und Erfolge sei auch auf die Schilderung seines Mitarbeiters Ernst Fabricus in der „Allgemeinen Biographie“ hingewiesen.

sah, Berlin zu verlassen und ein milderes Klima aufzusuchen.

Er wandte sich nach dem Orient. Wie er dort zunächst in Samos mit seinem alten Lehrer Heinrich Strack zusammentraf und in dessen Auftrage eine kleine Ausgrabung an dem berühmten Heratempel der Insel ausführte; wie er von da nach Konstantinopel gelangte und auf wiederholten Reisen in Kleinasien bei Vorbereitung und Ausführung von ausgedehnten Straßen- und Brückenbauten immer wieder auf Pergamon zurückgeführt wurde; welche Bedeutung dann für ihn das Zusammentreffen mit Ernst Curtius, Friedrich Adler und Major Regely gewann, die im Jahre 1871 die Westküste Kleinasiens bereisten und eine Reihe wichtiger antiker Stadtgebiete untersuchten — das alles hat er selbst mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit anschaulich und anziehend geschildert.

In eifriger praktischer Tätigkeit war Humann zum Mann herangereift und hatte eine Vertrautheit mit dem kleinasiatischen Küstenlande, eine Übung in dem Verkehr mit der einheimischen Bevölkerung, eine Geschicklichkeit in der Überwindung der eigentümlichen Schwierigkeiten, mit denen jedes größere Unternehmen in der Levante zu kämpfen hat, erworben, wie sie schwerlich vor ihm einem Deutschen zu Gebote gestanden haben. Von nicht geringerer Bedeutung war es, daß er durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen und die Zuverlässigkeit seines Charakters allerorten, wo er tätig gewesen war, einen Schatz von Vertrauen und Zuneigung erworben hatte, der nicht wenig zu den Erfolgen der kommenden Jahre beigetragen hat.

Wer je vom Meer in dem weiten Kaïkostale landeinwärts hinaufgewandert ist zu den Trümmern der Hauptstadt des Attalidenreiches, dem wird der Eindruck unvergeßlich sein, den man empfängt, wenn, etwa drei Stunden von

der Küste, bei einer starken Biegung der Straße plötzlich die gewaltige Burghöhe von Pergamon hervortritt. Man begreift beim ersten Blick, wie dieser zwischen zwei tief eingeschnittenen Flußtälern in kühnen und feinen Umrissen hervortretende Berg zu einer befestigten Burg- und Stadanlage einladen und wie eine solche Stadt in friedlichen Zeiten sich behaglich in die fruchtbare Ebene ausbreiten mußte, in die jene Täler ausmünden. Diese Höhen haben Humann von vornherein gefesselt. Die in Berlin und im Umgang mit deutschen Forschern gewonnenen Anregungen lehrten ihn in den grandiosen Trümmern der Attalidenstadt einen verlockenden Schatz geschichtlicher Aufschlüsse erkennen, und sein in der Entfernung von der Heimat nur um so feuriger entbrennender Patriotismus ließ ihn immer von neuem auf den Wunsch zurückkommen, daß es gelingen möchte, diesen Schatz zugunsten seines Vaterlandes zu heben.

Es wird in den nachstehenden Berichten erzählt werden, wie Humann aus byzantinischen Festungsmauern der pergamenischen Burg Bruchstücke von großen Marmorreliefs herausgebroschen und dem Berliner Museum geschenkt hatte; wie Conze, als er die Leitung unserer Sammlung antiker Skulpturen übernahm, auf diese Bruchstücke aufmerksam wurde, und wie auf seinen Antrag Humann von dem damaligen Kultusminister Dr. Falk den ersehnten Auftrag erhielt, dem Bauwerk nachzugraben, von dem diese Reliefs stammen mußten. Es war ein Wendepunkt in seinem Leben, das fortan einem neuen Kreis von Aufgaben bis zum letzten Tage gewidmet blieb.

Mit begeisterter Zuversicht ging er ans Werk, das gleich in den ersten Wochen zu den überraschendsten Erfolgen führte und, von der huldvollen Teilnahme des großen Kaisers Wilhelm und des unvergeßlichen Protektors unse-

rer Museen, des nachmaligen Kaisers Friedrich, getragen, Jahre hindurch von ungewöhnlichem Glück begleitet war.

Aber dieses Glück war im Grunde in dem einen Umstand beschlossen, daß in Carl Humann ein kluger Spürsinn, eine erfahrene Kenntnis von Land und Leuten, eine unermüdliche Arbeitslust und eine helle, lautere und feurige Begeisterung für Vaterland und Wissenschaft sich vereinigten, wie sie auf Erden gar selten so stark und so rein sich zusammenfinden. Diese Eigenschaften waren es, die auch alle seine Mitarbeiter an ihn fesselten und die ihm nicht minder die Anhänglichkeit und den Gehorsam seiner Tagelöhner, als das unbedingte Zutrauen der heimischen und, was mehr sagen will, auch der türkischen Behörden sicherten. Man mußte ihn sehen auf den weiten Trümmerfeldern, die es zu erforschen galt, inmitten der mannigfaltig beschäftigten Arbeiter, die hier überwacht, dort angeleitet, hier angespornt, dort zu Vorsicht und Sorgfalt angehalten sein wollten, wie er in allen Tonarten, von unnachsichtlicher Strenge bis zum gutmütigen Scherz, mit kurzem Befehl oder in eingehender Anweisung seine Anordnungen zu treffen und die Disziplin zu handhaben wußte. Dabei verlor er keinen Augenblick die höhere Aufgabe der Hinführung der gesamten Arbeit zu ihrem wissenschaftlichen Ziele aus den Augen und wußte die jüngeren Kräfte, die ihm zu helfen kamen, je nach dem Bedürfnis zu leiten oder gewähren zu lassen und durch das Beispiel seiner Unermüdlichkeit zu befeuern. So war es seine Persönlichkeit, welche das ganze Unternehmen zusammenhielt, vom ersten Spatenstich an bis zur glücklichen Bergung auch der letzten Kiste auf dem Dampfer, der sie dem Vaterlande zuführen sollte. Mit Ruhe, Geistesgegenwart und gutem Humor wußte er alle Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu umgehen und selbst den ärgerlichsten Zwischenfall zu

überwinden — „oft glückt's ihm, kühn betrog er die Gefahr; doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar“.

Selbst Humanns zähe Arbeitskraft und Frische wäre schwerlich der Durchführung einer so weit verzweigten Aufgabe gewachsen gewesen ohne die Hilfe von R. Bohn,¹ der zeitweise ihn auch in der Leitung vertrat, von E. Fabricius² und manchem anderen jüngeren Gelehrten, vor allem aber ohne den Beistand seiner treuen Gattin, die in gleicher Hingabe wie er selbst das große Unternehmen überall hilfreich zu fördern verstand und sich gerechten Anspruch auf den Dank aller derer erworben hat, die dabei tätig waren oder seine Früchte zu genießen und zu schätzen wissen. Im Jahre 1874 hatte er in Smyrna den eigenen Herd gegründet und fand, inmitten aller Unruhe und Aufregung des täglichen Lebens, den festen Mittelpunkt seines Daseins in einem Familienglück, das er, von der über alles geliebten Heimat getrennt, mit doppelt innigem Danke empfand. Den Verlust eines geliebten Kindes hat er nie ganz überwunden; mit um so größerer Liebe und Treue umfaßte er die Gattin, die Tochter und den Sohn, die ihm geblieben waren.

Die 1878 begonnene Erforschung von Pergamon und die Hebung seiner Schätze, welche 1884 zu Humanns definitivem Eintritt in den Dienst der Königlichen Museen zu Berlin führte und erst 1886 nach mehrfachen Unterbrechungen zu vorläufigem Abschluß gelangte, bildet das größte, aber nicht das einzige Verdienst Humanns. Es war natürlich, daß, wo es im Orient eine wichtige und schwierige Aufgabe zu lösen galt, man von Deutschland

¹ Später Direktor der K. Baugewerkschule in Görlitz, Dr. phil. h. c.

² Jetzt o. Professor der Alten Geschichte an der Universität Freiburg, vormals Mitglied der Badischen ersten Kammer, Leiter der Reichs-Limes-Kommission.

aus sich seine durch große Erfolge bewährte Sachkenntnis dafür zu sichern suchte. So unternahm er im Jahre 1882 im Auftrage der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften mit Dr. von Domaszewski¹ eine Expedition nach Angora und brachte von dort einen vollständigen Gipsabdruck von dem griechischen und lateinischen Texte des berühmten Rechenschaftsberichtes des Augustus über seine öffentliche Wirksamkeit heim. Mommsen hat in der zweiten Ausgabe seines *Monumentum Ancyranum* die reichen Ergebnisse der auf diese Weise ermöglichten genauen Nachprüfung des merkwürdigen Denkmals mitgeteilt, und Humann später (1890) selbst einen eingehenden Bericht über die auch an anderen Resultaten fruchtbare Reise veröffentlicht. Noch anstrengender und schwieriger war eine zweite, gleichfalls im Auftrage der Berliner Akademie unternommene Reise zur Erforschung des Grabdenkmals des Königs Antiochos auf dem Nimruddagh, am Südadhang des Taurus. Zuerst aus großer Ferne von dem Feldmarschall Grafen von Moltke im Jahre 1839 wahrgenommen und später nur von dem Ingenieur Sester beobachtet, war dieses höchst merkwürdige und in seiner Bergeinsamkeit großartige Denkmal im Jahre 1882 von Dr. O. Puchstein² und Sester so weit untersucht worden, daß seine Wichtigkeit außer Zweifel gestellt war. Im Verein mit Dr. Puchstein und Dr. von Luschan³ brach dann Humann im Jahre 1883 von Alexandrette auf und führte die nicht leichte Aufgabe glücklich durch. Das von ihm und Dr. Puchstein 1890 über diese und die Reise nach

¹ Später o. Professor der Alten Geschichte in Heidelberg.

² Später Professor der Archäologie und Generalsekretär des Deutschen Archäologischen Instituts.

³ Später Direktor am Völkermuseum und Professor der Anthropologie zu Berlin.

Angora veröffentlichte Werk enthält von seiner Hand die eingehende Schilderung ihres äußeren Verlaufs und zahlreiche Beobachtungen, während Puchstein die Veröffentlichung und Erläuterung des Denkmals selbst und seiner Inschriften zufiel.

Eine weitere im Jahre 1888 im Auftrage des Berliner Orientkomitees unternommene Expedition richtete sich nach Sendjirli in Nordsyrien. Dort war der kundige Direktor des Kaiserlichen Museums in Konstantinopel, Hamdi Bey, merkwürdige, in keine bekannte Gattung sich einordnende Skulpturen gewahr geworden. Dr. Puchstein, dem eine Kunde von ihnen zugekommen war, und Dr. von Luschan hatten sie auf Humanns Veranlassung auf dem Wege nach dem Nimruddagh aufgesucht, worauf dann in Berlin ihre gründliche Untersuchung angeregt wurde. Aber in dem Fieberklima dieses merkwürdigen Trümmerhügels versagte zum ersten Male Humanns Gesundheit. Begleitet von Dr. von Luschan und Dr. Winter,¹ konnte er die nötigen Einrichtungen an Ort und Stelle treffen und die Arbeiten mit der Ausgrabung des unteren Burgtors und der Entdeckung des einen Stadttors auf das glücklichste einleiten; dann mußte er abbrechen, um nach Smyrna zurückzukehren, und die Durchführung dieser und der späteren Ausgrabungen an derselben Stelle Dr. von Luschan und dem Architekten R. Koldewey,² der 1889 hinzutrat, überlassen. Auch dieses Unternehmen aber blieb ihm bis zu Ende für stetige wichtige Förderung seiner Interessen verpflichtet. Eine Grabung von weit bescheidenerem Umfang, die Humann in Tralles für das Orientkomitee ausführte, fällt gleichfalls noch in das Jahr 1888. Das wichtigste Unternehmen seiner späteren Jahre ist die 1891

¹ Später o. Professor der Archäologie an der Universität Bonn.

² Der später so erfolgreiche Leiter der Ausgrabungen von Babylon.

bis 1894 für die Sammlung der antiken Skulpturen unserer Museen ausgeführte Ausgrabung im Stadtgebiet von Magnesia am Mäander, die er unter Assistenz von R. Heyne und Dr. O. Kern¹ mit besonderer Liebe und glücklichem Scharfsinn durchgeführt hat. Eine von dem Archäologischen Institut in Athen unternommene Voruntersuchung war vorausgegangen; die Untersuchung des Theaters durch Dr. Hiller von Gärtringen² erfolgte gleichzeitig. Humanns Verdienst lag auch hier in der überraschend früh gewonnenen richtigen Erkenntnis der ganzen Anlage der an den Tempel der Artemis Leukophryene anstoßenden Agora, welcher allein die rasche und sichere Durchführung der ganzen Untersuchung zu verdanken ist. Nach dem Abschluß der Arbeiten in Magnesia faßte er gemeinschaftlich mit R. von Kekule, der seit 1889 an die Spitze der Berliner Skulpturensammlung getreten war, an Ort und Stelle den Plan einer Untersuchung von Priene, den er bis in die letzten Tage seines Lebens mit unvermindertem Eifer verfolgte. Mit schmerzlicher Resignation mußte er sich entschließen, auf die persönliche Leitung der Arbeiten mehr und mehr zu verzichten und sie seinen jungen Freunden, dem Architekten R. Heyne und den Doktoren Wiegand³ und Schrader⁴ zu überlassen; in der nie ganz verlöschten Hoffnung, sie wieder aufzunehmen, hat er die Augen geschlossen.

Ein Leberleiden, das in mancherlei Beschwerden sich schon längere Zeit angekündigt haben mag, warf ihn im Winter 1895 aufs Krankenlager. Seine Hoffnung stand auf eine Reise nach Deutschland, wo er Heilung zu finden

¹ Jetzt o. Professor der klassischen Philologie an der Universität Halle.

² Jetzt Professor der griechischen Epigraphik an der Universität Berlin.

³ Später Direktor der Antikensammlungen der Staatlichen Museen zu Berlin.

⁴ Jetzt o. Professor der Archäologie an der Universität Frankfurt a. M.

gedachte. Aber die Kräfte schwanden zu rasch, als daß an die Ausführung solcher Pläne zu denken gewesen wäre: behütet von der sorgsamsten und aufopferndsten Pflege der Seinen, ist er in der Fremde gestorben.

Von einem Mann wie Humann ist es schwer, denen, die ihn nicht persönlich gekannt haben, eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu geben. Vielleicht das schönste und treffendste Bild hat er unwillkürlich selbst von sich in den Berichten gezeichnet, die er über die verschiedenen von ihm geleiteten Unternehmungen abgestattet hat; sie spiegeln die ganze Frische und Unbefangenheit, die warmerherzige und hingebende Begeisterung des Mannes und erklären dem Leser am ehesten die Anziehungskraft, welche seine Persönlichkeit ausübte. Humann war kein für Schreibtisch und Studierstube geschulter Forscher und hat sich dafür weder gehalten noch ausgegeben. Er war eine auf praktische Ziele und praktische Tätigkeit gerichtete Natur und fand sich in seinem Element, wo es galt, zahlreiche selbständige Kräfte zu einheitlicher Arbeit zu vereinigen und über Schwierigkeiten und Widerstände hinweg einem gemeinsamen, mit der Intuition der Begeisterung ergriffenen und verfolgten Ziele zuzuführen. Aber wenn er nicht im gewöhnlichen Sinne ein Gelehrter war, so hat er doch der Wissenschaft mit warmer Hingabe und selbstloser Bescheidenheit gedient, und mit einem Erfolge, wie ihn nur sehr wenigen zu erringen vergönnt gewesen ist. So war es eine wohlverdiente Auszeichnung, als im Jahre 1880 die philosophische Fakultät der Universität Greifswald ihn zu ihrem Ehrendoktor ernannte. Die Größe und Hoheit der griechischen Kultur vor allem erfüllte seine Seele: ihre Denkmäler aus der Vergessenheit emporzuheben an das Licht des Tages, sie der Forschung und der bewundernden Betrachtung der Gegenwart zugänglich zu

machen, mit ihnen die Hauptstadt des wiedererstandenen Reiches zu schmücken, das war es, was er mit gehobenem Herzen erstrebte, und oft konnte er kleinmütig werden, wenn Tage, Wochen und Monde vergehen mußten, ohne daß er sich sagen durfte, einen merklichen Schritt zur Lösung dieser Aufgabe getan zu haben. Denn an der Höhe seiner Ziele und an der Wärme seiner Begeisterung gemessen, wollte ihm zuweilen alles klein erscheinen, was er erreicht hatte.

Wir aber blicken mit Freude und Stolz auf das Lebenswerk des treuen Mannes, der eine der Hochburgen griechischer Kultur aus dem Schutt der Jahrhunderte hat entstehen lassen und ihre Denkmäler den Museen der Hauptstadt zugeführt hat. Als er seine Augen schloß, trauerte um ihn die ganze deutsche Kolonie von Smyrna; Vertreter aller Kulturnationen folgten voll Teilnahme seinem Sarge und in ergreifenden Worten gaben der treue Freund des Hauses, Hofrat Benndorf aus Wien, und der deutsche Konsul Dr. Galli dem Schmerz um seinen Heimgang Ausdruck. Seinen heimischen Freunden war durch die Entfernung versagt, ihm die letzte Ehre zu erweisen; sie trauerten nicht minder herzlich um ihn, als die, denen mit ihm in unmittelbar persönlicher Gemeinschaft zu leben vergönnt war, und werden seiner so wenig vergessen, wie die deutsche Wissenschaft und das ganze Vaterland.

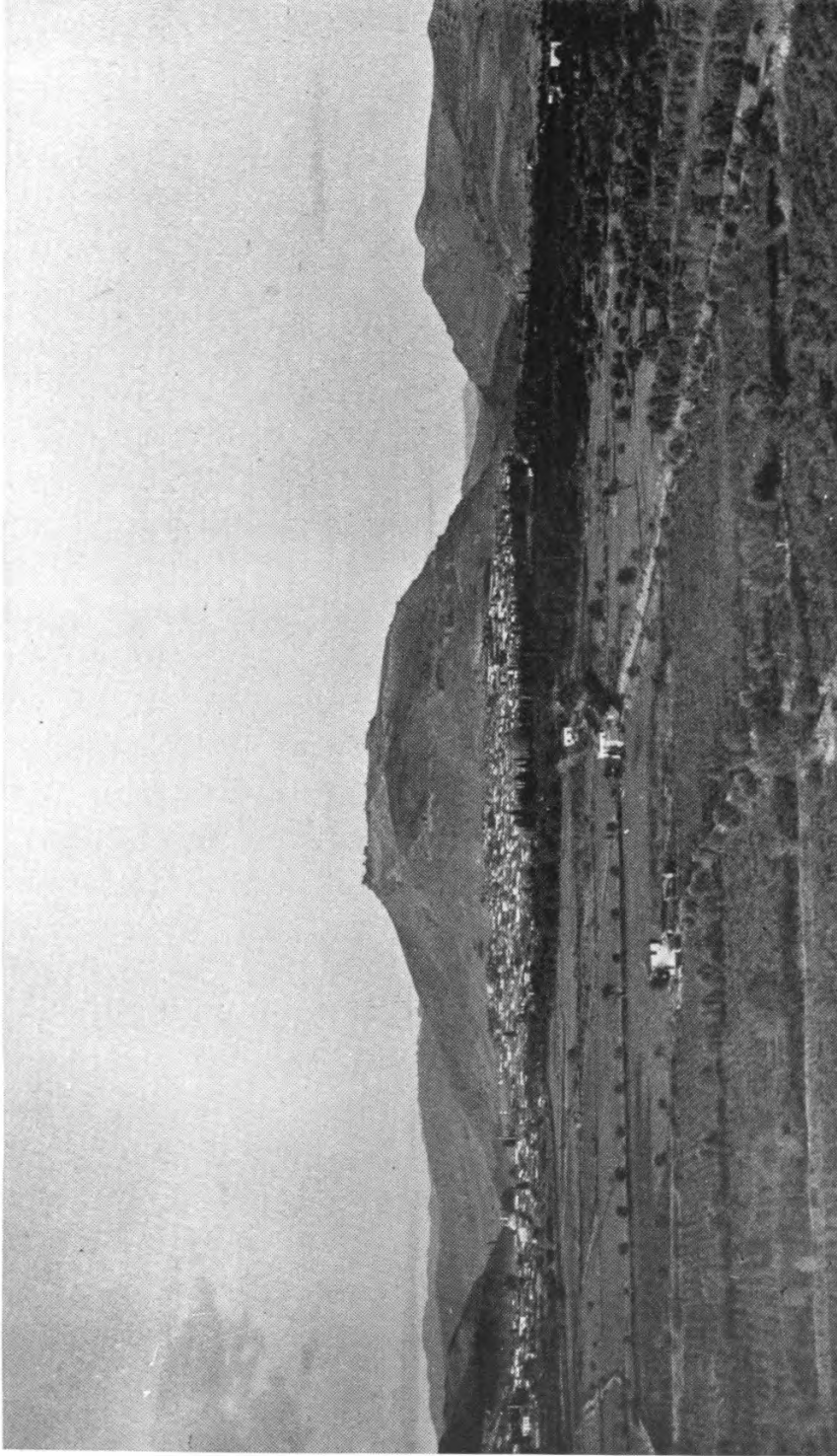


Abb. 2. Pergamon, von Süden

II. Humanns Bericht über Pergamon 1878/79

1. Vorspiel

Es war im Herbst 1861, als ich auf ärztlichen Rat den Süden aufsuchte. Ich wandte mich nach Samos, erhielt dort den Besuch des Geh. Oberbaurats Strack und verwandte meine Muße, um in seinem Auftrage mit wenigen Mitteln einen Teil des Heratempels auszugraben. Bald darauf ging ich über das damals noch unberührte Ephesus nach Smyrna und später nach Konstantinopel, von wo ich häufige Reisen unternahm, meist unter der Ägide des mir persönlich sehr zugetanen Großwesirs Fuad-Pascha, ohne aber jemals in türkische Dienste zu treten. Eine dieser Reisen führte mich im Winter 1864/65 an die Küste von Äolien gegenüber von Lesbos. Aivalyk, griechisch Kydoniäs, war damals eine Stadt von 25 000 Einwohnern, ausschließlich Griechen. Südlich von da waren Dörfer im Entstehen begriffen. Dikeli, der Hafenplatz des heutigen Bergama, hatte etwa 20 Hütten. Für einen Zögling der Bauakademie, der seine halbe Zeit mit Zeichnen nach der Antike im Museum verbracht, lag nichts näher, als dem nur fünf Stunden von Dikeli entfernten Pergamon einen kurzen Besuch zu machen. Trotz strömenden Regens wurde er ausgeführt. Dikeli, beim alten Atarneus, Mytilene gegenüber, ist der gewöhnliche Landeort um nach Bergama zu gelangen. Die vom Kaikosfluß durchströmte Ebene ist an zwei

Stunden breit. Ich fand sie aber damals fast unbebaut. Immer unmittelbar am südlichen Fuße des Gebirges ging es diese Ebene hinauf, bis endlich an einer Wendung des Weges, eine Stunde bevor man die Stadt erreicht, plötzlich die hohe Akropolis von Pergamon in der Ferne breit und majestätisch vor mir lag. Ihre Bildung zeigt die in Kleinasien häufig vorkommende Form. Ehe sich nämlich das Gebirge dem Flußtale zu in die Ebene senkt, nimmt es noch einmal einen Anlauf, und erhebt sich zu einem hier fast genau 1000 Fuß hohen oblongen Kegel. Auf dieser Höhe lag die Burg der Attaliden; an ihrem Südfuße, wie die heutige, so die alte Stadt.

Ich fand Gastfreundschaft bei Herrn Nicolas Rallis, einem Arzte, der in Athen seine Studien gemacht und uns und unserer Sache stets ein guter Freund geblieben ist. Bergama, wie es die Türken nennen, hatte damals 4000 griechische, 12000 türkische und etwa 1000 armenische und jüdische Einwohner.

Als ich mich der Stadt näherte, lagen rechts am Wege die imposanten königlichen Grabhügel, der eine ganz nahe der Straße, geheimnisvoll verschlossen. In der Stadt, schon ziemlich weit gegen den südlichen Fuß der Burg hin, imponierte ein hochragender roter Ziegelbau mit zwei flankierenden Türmen, allem Anschein nach eine römische Basilika, die man aber unbegreiflicherweise vielfach für den Askulap-Tempel gehalten hat, was wohl daher rührt, daß Einheimische und Reisende dem Namen nach berühmte Gebäude gern mit den ersten besten besonders augenfälligen Ruinen identifizieren. Zunächst dieser Basilika wird man auf das 192 Meter lange, doppelte Tonnengewölbe aufmerksam, welches den die Stadt durchfließenden Selinos überbrückt. Es scheint die Absicht gewesen zu sein, dadurch einen freien Platz vor der Basilika zu schaf-

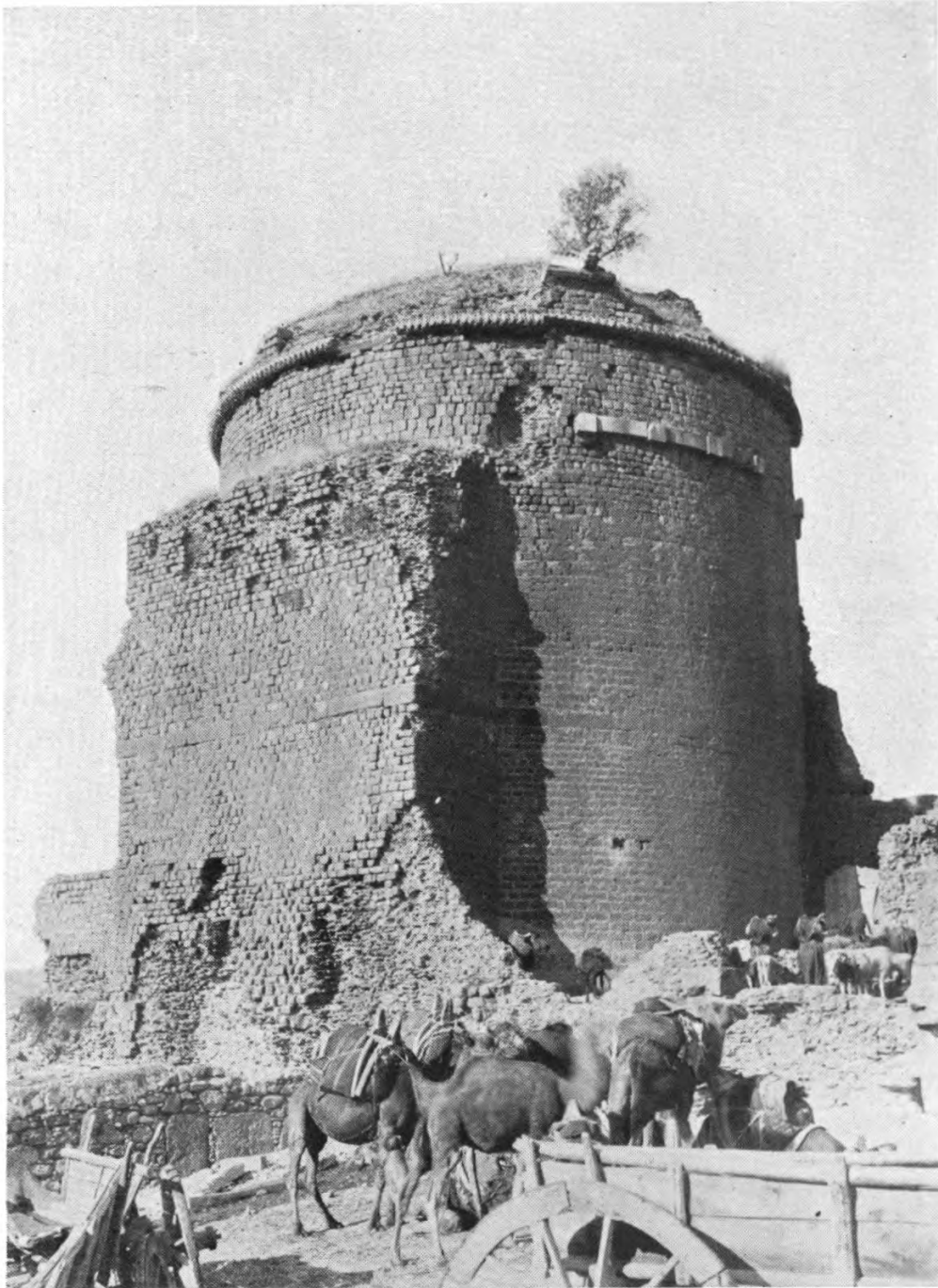


Abb. 3. Römischer Ziegelbau in der Unterstadt

fen. Flußaufwärts liegt die ganz aus altem Material, indes ohne Marmor, gebaute Moschee des Sultans Bajazid Jilderim, welche die Griechen gern für eine altchristliche Kirche ausgeben. Malerisch schön und großartig, aber in einem Seitental versteckt, liegt das Amphitheater, zwischen zwei Hügeln eingeklemmt, deren Abhänge teilweise zu den Sitzen benutzt waren. Nahe daneben, auf die Stadt sich öffnend, des Theaters Halbrund, an seinen beiden Flügeln durch mächtige hohe Tore flankiert, deren östliches indessen seit meinem ersten Besuche zum Bau eines türkischen Hospitals abgerissen worden ist.

Nun ging's zur Burg. Dem flüchtigen Besucher erschien sie als ein einziges großes Schuttfeld, von Rasen und niederem Buschwerk bedeckt, durchsetzt von Mauerzügen, die aus den verschiedensten Zeiten herrühren und deren Zusammenhang auf den ersten Blick nicht klar wird; die oberste Burgkrone schließt eine spätmittelalterliche Mauer ein, welche zuletzt, ehe der Berg seiner jetzigen Verödung verfiel, als Festung gehalten wurde. Auch auf dieser obersten Fläche ragte nach allen Seiten hin massives Fundament, oftmals sich kreuzend, aus dem Boden hervor. Namentlich aber stehen noch, im Osten wie im Westen den Abhang begrenzend, die hohen Stützmauern der Attalidenzeit. Keinen Quaderstein von ihnen haben die Jahrhunderte zu verschieben vermocht.

Oberhalb der westlichen dieser Stützmauern betrat ich den Trümmerhügel, den man den Tempel der Athena Polias hat nennen wollen.¹ Traurig stand ich da und sah die herrlichen, fast manneshohen korinthischen Kapitäle, die reichen Basen, und andere Bauglieder, alles um- und überwuchert von Gestrüpp und wilden Feigen; daneben rauchte der Kalkofen, in den jeder Marmorblock, welcher

¹ In Wirklichkeit: das Trajaneum.

dem schweren Hammer nachgab, zerkleinert wanderte. Einige tiefe frisch gezogene Gräben zeigten, welche Fülle von Trümmern unter der öden Bodenfläche lagerte; je kleiner zersplittert, desto angenehmer waren sie den Arbeitern.

Das also war übrig geblieben von dem stolzen uneinnehmbaren Herrschersitz der Attaliden! Barg der Boden noch Reste von all den Kunstschätzen, welche diese Mediceer der Diadochenzeit hier zusammengetragen und errichtet hatten? In weiten Zickzacklinien verließ ich, immer über Bauschutt hinabsteigend, die Burg; über tausend Rätseln sinnend gelangte ich mißmutig wieder zum Meere. — Den Kalkbrennern aber war nach vierzehn Tagen ihr Handwerk gelegt.

Im Hochsommer 1866, als unsere Heere in Böhmen standen, erhielt ich den Auftrag, Terrainstudien zwischen Konstantinopel und Smyrna zu machen, um die leichteste und kürzeste Landverbindung zu ermitteln. Als ich da von Balikesri verschiedene Übergänge über das Temnosgebirge untersucht hatte und nun wieder in die Kaikos ebene hinab kam, konnte ich dem Drange nicht widerstehen, Pergamon nochmals aufzusuchen. Die Kalkbrenner hatten ihr Geschäft wieder aufgenommen, aber diesmal wurde dem gründlich und für immer ein Ende gemacht, und zwar direkt durch den Großwesir. Der schon genannte Herr Rallis hatte ein Hochrelief vor ihnen gerettet, einen Löwen, der einen Mann packt, darstellend, und es an Herrn Karatheodori¹ nach Konstantinopel verschenkt. Daß es ein Stück aus der jetzt bewunderten Gigantomachie war, ahnte damals niemand; es lag jahrelang unbeachtet, bis sich endlich der griechische Altertumsverein (Sylogos) in Kon-

¹ Türkischer Staatsrat griechischer Nationalität, bekannter Diplomat, 1879 Mitglied der türkischen Delegation zum Berliner Friedenskongreß.



Abb. 4. Minarett mit farbigen Glasurziegeln aus dem
14. Jahrhundert (Unterstadt)

stantinopel seiner erbarmte. Erst im Jahre 1879 kam es plötzlich zu höherer Ehre und es gelang, es vom Syllagos zum Geschenke zu erhalten. Das Stück schließt sich an eine bei unseren Ausgrabungen gefundene Platte mit der Gestalt einer herrlichen Göttin mit lockenumflutetem Nacken unmittelbar an, und auch das rechte Bein des stürzenden Giganten fanden wir zum Schlusse noch in Pergamon. Unvergeßlich bleiben mir von dieser Reise die komischen Fragen und das Staunen in jedem Dorfe über Prussia, welche das alte mächtige Niëmçe (Österreich) geschlagen, mit dem sich ja sonst die Padischahs gemessen hatten und das jetzt von Einem bewältigt wurde, dessen Namen man im Volke dieser Gegenden bis dahin kaum gehört hatte.

Ein Jahr später übernahm ich kontraktlich die Ausführung verschiedener Chausseebauten, für die ich seit 1869 ein Hauptquartier in Pergamon errichtete; dort konnte ich nach und nach eine hübsche Sammlung von Arbeiten in gebranntem Ton anlegen und teils selbst, teils durch meine Beamten dafür sorgen, daß fürder so wenig wie möglich zerschlagen wurde. Dennoch kam es vor, daß ich auf der Burg eines Tages ein großes ausgegrabenes Hochrelief fand, einen Gott darstellend in voller Figur, — jetzt kann ich es sagen: zur Gigantomachie gehörend, und daß, als ich nach zwei Tagen mit Arbeitern hinaufging, um es zu bergen, dasselbe zu einer Treppenstufe zugehauen war. Ich ließ den Täter einsperren, was wohl manchen von ähnlichem Tun abgeschreckt haben mag. Eine Überfülle von Arbeit und fortwährendes Fieber ließ mich leider nicht dazu kommen, selbst Grabungen zu veranstalten. Da traf ich im Sommer 1871 bei einer zufälligen Anwesenheit in Konstantinopel mit Professor Ernst Curtius zusammen, der im Begriff stand eine Expedition nach Kleinasien zu machen und

den ich einlud, mich in Pergamon zu besuchen. Bald darauf hatte ich denn auch das Vergnügen die Herren Curtius, Geh. Baurat Prof. Adler und Prof. Dr. Gelzer aus Dikeli abzuholen und nach Pergamon zu geleiten, wo sie ein paar Tage verweilten. Den vor vielen Jahren schon einmal offen gewesenem aber wieder zugeworfenen Eingang in den sogenannten Tumulus der Auge¹ hatte ich bei dieser Gelegenheit wieder öffnen lassen. Der Besuch regte mich überhaupt lebhaft an. Das ideale Streben, das unter dem Drucke der Tagesarbeit, weit ab von jedem geistigen Austausch so leicht in den Hintergrund tritt, brach wieder frisch hervor, ich konnte meine Entdeckungen und Bestrebungen Männern mitteilen, die ihnen warme Teilnahme schenkten, und hoffte, was meiner Natur am meisten zusagte, einen Weg gefunden zu haben, meine Kenntnis der Ruinenstätten praktisch zu verwerten. Ich ging gern auf den Wunsch von Curtius ein, den Plan von Pergamon zu machen, der dann in den Beiträgen zur Topographie Kleinasiens² erschienen ist, und wurde mehr noch als bisher ein eifriger Sammler von allen in Pergamon das Licht erblickenden Antiken.

Bei der Aufnahme des Planes hatte ich noch das Glück, eine halbe Stunde westlich von der Stadt den Askulaptempel zu entdecken, förmlich hingeleitet zu seiner Stelle von einem alten durch das westliche Theatertor der Unterstadt führenden zerfallenen Säulengang.

Ich zeigte den Herren auch in der schon genannten byzantinischen Mauer auf der Burg eingemauertes Bildwerk, dem Anscheine nach Hochreliefs und erbot mich, dieselben herauszunehmen und nach Berlin zu senden. In der Tat wurden Arbeiter angestellt und die Ecke der felsenfesten

¹ Türkisch: Mal-Tepéh = Schatzhügel.

² Abhandlungen der Kgl. Akademie d. Wiss. zu Berlin 1872. Taf. III.

byzantinischen Mauer, in der die Skulpturen sichtbar waren, abgebrochen. Es ergab sich die Reliefdarstellung eines sterbend hinsinkenden Jünglings und eine zweite Platte, auf der ein alter Gigant sich, wie mir schien, mit dem Schilde gegen die Keulenschläge des Herakles schützt. Diese beiden Reliefstücke, sowie was ich sonst in Bergama zusammenbrachte, einen prachtvollen Greifenfries, einige Inschriftenplatten, Gemmen usw. sandte ich dann an unseren Konsul Dr. Joh. Lührsen in Smyrna, in dessen gastlichem Hause auch unsere Antiken Aufnahme fanden. Alle Deutschen, die in jenen Jahren Smyrna besuchten, haben Dr. Lührsen und seiner Gattin ein dankbares Andenken bewahrt, und gerne gedenke ich der frohen geselligen Stunden, in denen der müde Wanderer dort sich erquickte. Vom Konsulat wurden die Marmore dann nach Berlin gesandt. Hiermit war der Keim gelegt und die Curtiussche Expedition hatte ihn legen helfen, wenn er auch spät aufgegangen ist.

Da ich befürchten mußte, als Privatmann so ohne weiteres nichts Größeres bewerkstelligen zu können, drang ich schon damals darauf, daß sich das Königliche Museum einen Firman für Ausgrabungen in Pergamon geben lasse. Die gefundenen Stücke waren ja offenbar Teile eines sehr großen Kampfbildes, in denen wilde Tiere, Pferde und Männer erschienen, und von denen die mächtige Mauer sicher mehr enthalten mußte als die paar aus der einen Ecke herausgebrochenen Stücke. Damals kam aber die große Unternehmung der Aufdeckung der Altis von Olympia in Gang und Herr Curtius, den ich im Herbst 1873 in Wiesbaden aufsuchte, mußte bedauern, durch diese gewaltige Aufgabe zu sehr in Anspruch genommen zu sein, um gleichzeitig auch in Pergamon festen Fuß zu fassen.

Im Frühjahr 1873 hatten inzwischen meine Leute in

Pergamon auf der Burg nach einem Platzregen an jener byzantinischen Mauer wieder einen großen Marmor erscheinen sehen, ihn ausgegraben und in meinem Hause geborgen. Es war eine Reliefplatte mit Darstellung eines Seepferdes. Unter diesem war noch ein anderer Marmor sichtbar geworden, der jedoch vorläufig ungehoben bleiben mußte. Erst als im Sommer 1874 Dr. Gustav Hirschfeld¹ in Smyrna weilte und von da auch Pergamon besuchen wollte, beauftragte ich meine Leute, jenen zweiten Marmor in seiner Gegenwart zu heben, was auch geschah. Es war die obere Hälfte jener früher gefundenen Platte mit dem sterbenden Jüngling, für welche die Ausgrabungen jetzt einen weiteren Anschluß in der großen Platte mit dem See-Kentauren geliefert haben. Nun drängte ich Hirschfeld, der auf die Beendigung der Verhandlungen wegen der Ausgrabungen in Olympia wartete, seine Muße zu Ausgrabungen in Pergamon zu benutzen; denn daß mir selbst diese vorbehalten sein sollten, daran habe ich nie gedacht. Es wurde auch wirklich ein Anlauf bei der Botschaft in Konstantinopel gemacht, der jedoch nicht weiter gedieh, als daß der türkische Unterrichtsminister der Botschaft einen Brief für den Generalgouverneur der Provinz Smyrna übergab, welcher die Anfrage enthielt, ob sich dem Gesuche keine lokalen Hindernisse entgegenstellten. Es ist dies eine gesetzlich zu erfüllende Formalität, welche der Aushändigung eines Firmans vorangehen muß. Diesen Brief zeigte mir im Frühjahr 1878 Dr. Schröder,² Dragoman der Kaiserlich Deutschen Botschaft, der mich im Jahre 1871 einmal in Pergamon besucht hatte und seitdem dem Orte ein reges Interesse bewahrt. Inzwischen geriet das olympische Unternehmen in Fluß, Hirschfeld ging dorthin, wo ja

¹ Später o. Professor der Archäologie an der Universität Königsberg i. Pr.

² Später Deutscher Generalkonsul in Beyrut.

Hoffnungen und Aussichten viel glänzender waren als anderswo, und Pergamon blieb liegen.

Wiederum verging eine Zeit; ich hatte in Smyrna dauernden Wohnsitz aufgeschlagen, versäumte aber unter Arbeiten anderer Art auch die archäologischen Interessen nicht, nahm gelegentlich Philadelphia¹ auf, entdeckte das zweite Sesostrisrelief² und erwarb hier und da unserm Museum Antiken, die gerade auf den Markt kamen. So bot sich im Herbst 1877 die Gelegenheit, eine hübsche Sammlung ephesischer Marmore billig zu kaufen und Curtius verwies mich damit an den neu ernannten Direktor der Skulpturengalerie Dr. Alexander Conze. Dies führte zu einer Korrespondenz, in welcher Conze mich bat, doch das Seeferd und die obere Hälfte der einen Platte, die ich noch in Pergamon hatte, ebenfalls dem Museum zu senden. Ich ließ sie deshalb von Pergamon nach Smyrna kommen und lud im Jahre 1878 mit Genehmigung des Chefs der Admiralität alles an Bord der „Gazelle“, deren Kommandant Graf Hacke mir dabei sehr behilflich war. Bei dieser Gelegenheit war es natürlich, daß ich Conze von meinem chronischen Pergamonleiden aufs neue des weiteren erzählte; durch ihn fand ich endlich Erlösung. Er erklärte sich sogleich bereit, die Sache durchzufechten, bat um nähere Ortsbeschreibung und Anschlag einer Versuchsarbeit, vorläufig für einen Monat berechnet, die ich indes selbst leiten müsse, was ich gern zusagte. In Konstantinopel, wohin ich zufällig ging, erfuhr ich von Dr. Schröder den schon vorhin mitgeteilten Sachverhalt, und er sowohl wie der Prinz Reuß waren bereit, die Sache zu betreiben. Schon im März wurde offiziell um Erwirkung eines be-

¹ Abhandlungen der Kgl. Akademie d. Wiss. in Berlin 1872. Taf. VIII.

² Curtius, Monatsberichte der Kgl. Akademie d. Wiss. in Berlin 1872 Taf. VIII.

züglichen Firmans gebeten; denn im Kultusministerium hatten die gestellten Anträge die geneigteste Aufnahme gefunden, der mächtigen Unterstützung des Auswärtigen Amtes durfte man sich versichert halten und vor allem war unser Kronprinz dem Unternehmen gewogen.

2. Die Burg vor der Ausgrabung

Conzes Hauptgedanke war, die im Museum befindlichen großen Reliefs, deren außerordentliche Arbeit er gleich richtig gewürdigt hatte, zu vermehren. Woher stammten sie? Am 1. Juli teilte mir Conze eine Kombination mit, deren Verdienst er nicht für sich selbst in Anspruch nehmen wollte; der Schriftsteller Ampelius nämlich rede von einer in Pergamon befindlichen „ara marmorea magna, alta pedes quadraginta, cum maximis sculpturis — continet autem gigantomachiam“. Es sei also sehr wahrscheinlich, daß unsere Skulpturen von jener Gigantenschlacht herührten; wir hätten dann nur den Platz des Altars zu suchen um weitere Reste dieser Kampfscenen zu finden. Aber wo war er zu suchen?

Unterdessen war durch Anfrage des türkischen Unterrichtsministers an den Generalgouverneur (Wali) von Smyrna festgestellt worden, daß die Burg Krongut sei, die Genehmigung zur Ausgrabung also ganz in der Hand der Regierung liege, und bald darauf, am 6. August, verfügte der Unterrichtsminister Munif Effendi, daß dem Königlichen Museum für die Dauer eines Jahres das Graben nach Antiken auf der Burg von Pergamon gestattet sei, und zwar auf Grund des Antikengesetzes, welches ein Drittel der Funde für den Finder, ein Drittel für den Bodeneigentümer und ein Drittel für die türkische Regierung, welche in diesem Falle zugleich die Bodeneigentümerin war, bestimmt. Wir erfreuten uns hierbei also keiner besonderen Begün-



Abb. 5. Alexander Conze

stigung, denn wenn sonst fremde Regierungen nach Antiken gruben, erhielten sie gewöhnlich, wenn nicht das Ganze mit Ausschluß von Dubletten, so doch wenigstens zwei Dritteile der Funde. Letzteres erwirkte denn auch die Kaiserliche Botschaft noch nachträglich für uns.

Am 17. August kam das Jradé in Smyrna beim deutschen Konsulat, auf dessen Namen es lautete, an; bis ich selbst mit der Stellvertretung des Konsulats betraut und weitere Formalitäten erledigt waren, verging noch einige Zeit und erst im Anfange des Septembers konnte ich nach Pergamon abreisen.

Mit gutem Werkzeug hatte ich mich in Smyrna möglichst versehen, als Hacken, Schaufeln, Hebebäumen, Winden, Ketten, Hämmern, Keilen, Schiebkarren und einigen alten Eisenbahnschienen; außerdem hatte ich zwei Arbeiter aus den Marmorbrüchen von Tinos, die mit größeren Blöcken zu hantieren verstanden, bei mir, ferner meinen Diener und Koch und den vom Pascha bestellten Kommissar der Regierung, einen gewissen Ali Riza-Effendi.

Am 5. September früh fuhren wir ab, mit einem Lokaldampfer, der aber erst nach Lesbos und von da am anderen Morgen nach Dikeli fuhr. Dort fanden wir nur ein paar Fischerboote, kaum genügend, um die wenigen Passagiere auszuschießen, nicht aber mein Werkzeug; doch wurden die vorhandenen Boote aneinander gebunden und so ging's. Am Ufer fehlte es an jedem der landesüblichen Beförderungsmittel: kein Ochsenwagen, kein Kamel war aufzutreiben; ohne mein Werkzeug aber nach Pergamon reiten mochte ich nicht. Gegen Abend kamen endlich Transportmittel und am nächsten Morgen konnte sich unsere kleine Karawane in Marsch nach Pergamon setzen, welches wir in fünf Stunden erreichten. Die Entfernung beträgt 28 Kilometer. In Pergamon mietete ich ein kleines Wohnhaus, in-

stallierte mich so einfach als möglich mit Feldbett, Tisch und einigen Stühlen, empfing und machte verschiedene Besuche (im Orient empfängt der Ankommende den ersten Besuch) und machte am folgenden Tage, dem 8. September, es war ein Sonntag, einen Gang zur Burg, wo ich jetzt alles mit gespannter Aufmerksamkeit durchmusterte.

Die untere ebene Stadt liegt 42 Meter über dem Meere, vom Bette des Selinos durchschnitten; das Griechenviertel, am linken Ufer des Selinos, zieht sich etwa 50 Meter den Berg hinan. Aus diesem Griechenviertel führt der Weg zunächst südöstlich bis in die Nähe des armenischen Friedhofes. Die Umfassungsmauer desselben ist ein Teil der äußeren Stadtmauer aus der Königszeit. Weiter steigt man in nördlicher Richtung, aber in Windungen hinauf und hat bald, auf 150 Meter Seehöhe, eine zweite Befestigungsmauer vor sich, die gleichfalls in ihren Fundamenten antik ist. Die verschiedenen Jahrhunderte haben hier übereinander gebaut und den Bau mannigfach geflickt, auch sind sechs Türme hineingesetzt, deren bedeutendster an der Südwestseite rund ist, aber auf antiken viereckigen Fundamenten ruht. Oberhalb dieser Turmmauer fand ich zu meiner Verwunderung einen vor sechs Jahren, als ich die Burg zuletzt betrat, noch nicht vorhandenen, an zwanzig Schritt langen Graben gezogen, durch welchen etwa zehn glatte bläuliche Marmorsäulen mit einer unteren Dicke von etwa 70 Zentimeter bloßgelegt waren. Mit ihren Fußenden lagen sie noch dicht an den dazu gehörigen Basen. Was sonst an Bauresten umherlag, zeigte römisch-korinthischen Stil. An die ganze Bauanlage schloß sich nach Norden hin ein großes Halbrund, in den ansteigenden Berg gelagert, an. Es war uns vorbehalten im Verlaufe unserer Arbeiten auch hier eine Aufräumung vorzunehmen und

es hat sich ein großartiges Gymnasium aus römischer Zeit an dieser Stelle ergeben.

Westlich davon gelangt man in 172 Meter Höhe auf eine andere schmale Terrasse; einige Säulentrümmer und Zisternenanlagen deuten auch hier auf einstige Bauten. Gestützt ist diese Terrasse von einer bis 12 Meter hohen, mit Strebepfeilern verstärkten Mauer aus bester Zeit, bis oben hin erhalten. Von hier ab aber bis zur Burgkrone ist die westliche zweite Befestigungsmauer ein Gemisch von Flickarbeit aus allen Jahrhunderten von den Römern bis zu den Türken.

Wenden wir uns zurück zum Gymnasium und verfolgen die Burgmauer nach Nordosten, so bietet sie uns dasselbe Schauspiel, nur herrschen hier anscheinend römische Reparaturen vor. An einem hohen gewölbten Torbogen in der Mauer, der indes von innen zugeschüttet ist, vorbei, kommen wir an die Ecke, wo die auf der Burg sich bildende Mulde ihr Regenwasser sammelt und in den Ketios führt. Hier ist von alters her ein Tor, dessen Detailarchitektur zwar längst verschwunden, das uns aber dennoch als Haupttor erscheint, weil der große Burgweg hindurchführte. Seine alten, vom vielen Betreten geglätteten Platten findet man schon einige hundert Schritte unterhalb der Mauer, und durch das Tor hindurch führt uns der nur etwas über zwei Meter breite Weg, in großem Bogen erst nach Süden, dann nach Westen und schließlich in der Nähe der Westmauer nach Norden und Nordosten langsam ansteigend, bis auf die Burgkrone.

Ehe wir indes hinauf steigen, werfen wir noch einen Blick auf eine weitere Terrasse, die sich unmittelbar neben dem genannten Haupttore, nur etwas höher gelegen, hinzieht. Sie ist von hohen Stützmauern getragen, viele Fundamentmauern ragen aus dem Boden; schroff und wild fällt

von oben die Felswand herab. Verfolgt man diese Terrasse der Länge nach, so gelangt man zur östlichen Ecke der Burg, an der offenbar eine Warte eingerichtet war; denn der Felsen ist zur Größe von etwa 30 Quadratmetern geglättet und im Hintergrunde deuten zwei kammerartige Einschnitte in der Felswand auf Schutzräume gegen die Witterung. Von hier fällt auch die äußerste Festungsmauer in den Ketios hinunter.

Von dieser Ecke an bis zur äußersten Nordspitze der Burg ist der Abhang wild, steil, felsig und fast unerklimmbar, oftmals eine mehr als 50 Fuß hohe, steile Felswand bietend, zerrissen und malerisch zerklüftet.

Ehe wir uns nun der obersten dritten Befestigungslinie nähern, die also die eigentliche Krone einschließt, passieren wir die schon mehrerwähnte byzantinische Mauer, welche jetzt natürlich der besondere Gegenstand meiner Aufmerksamkeit war. Sie liegt in einer Meereshöhe von 252 Metern und setzt von Westen nach Osten, in einer Zickzacklinie die genannte Mulde umfassend, über den Berg Rücken weg, hat eine Dicke, die von 4 bis 6 Meter wechselt, aber eine geringe Höhe, die an der Außenseite 3 Meter selten übersteigt, während an der Innenseite Schutt gegengetrieben ist, sich bis zur Oberkante angelagert und sogar stellenweise die Mauer überdeckt hat. Vielerlei Marmorblöcke und Säulen, letztere meist nur von Trachyt, sind in ihr sichtbar. Der außerordentlich harte und reichliche Mörtel, wahrscheinlich leider aus Marmorkalk gewonnen, hat wieder sein Gutes gehabt, indem er den modernen Marmorbrennern die Vernichtung dieser Mauer erschwerte. Die Mauer entstand entweder als höhere zweite Verteidigungslinie der Burg oder indem den Verteidigern die untere Umfassung zu groß erschien und sie die Festung nach oben hin verkleinern wollten. Sie muß zu einer Zeit

aufgeführt worden sein, da noch Reliefs und Statuen in Fülle hier herumlagen, die dann ohne Unterschied als Baumaterial benutzt und so glücklicherweise den Blicken der zerstörenden Generation entzogen wurden. Aus ihr, und zwar unmittelbar westlich an dem Tore, durch welches der große Weg hindurchführt, hatte ich im Jahre 1871 und später die nach Berlin gesandten Reliefs genommen. Von dieser Mauer bis zu den unteren Terrassen ist der ganze breite Bergrücken ein einziges Schuttfeld und ebenso oberhalb die Rasenfläche vielfach von Gestrüpp überwuchert, jedes Stückchen Marmor, das frei umherlag, längst aufgehoben und verbrannt; denn überall begegnet man den außer Dienst gesetzten Kalköfen.

Wir steigen weiter hinauf und kommen bei 288 Meter Seehöhe zur dritten Ringmauer. Auch hier lassen sich alte Fundamente und die Türme, welche das Tor einfaßten, noch erkennen, auf denen dann die Byzantiner ihre von hohen Türmen unterbrochenen Befestigungsmauern aufgeführt haben, weniger dick und weniger solide. Reliefs gewahrt man in ihnen nicht, wohl aber sehr viele Marmorplatten, manche sicherlich mit Inschriften, Architrave und Triglyphen.

Wir gelangen nun auf das eigentliche Burgplateau. Es zeigt sich uns zunächst als ebene von Westen nach Osten laufende Terrasse. Mehrere alte Zisternen gehen in die Tiefe, Trachytsäulen und Fundamentmauern ragen auf. Nach Norden zu hebt sich das Terrain noch und wir gelangen zu dem Trümmerhaufen, der früher Polias-Ruine genannt wurde, nach den Ergebnissen unserer Ausgrabungen aber als das Trajaneum angesehen werden muß. Es erhob sich unmittelbar oberhalb der großen westlichen Stützmauer und weit schaut man von ihm über die Ebene hinab bis nach Elaia und auf das blaue Meer. Nordöstlich

von hier und noch etwas höher liegt ein weiter, ziemlich ebener Platz, der höchste der Burg. Wir gehen über ihn weg bis an die östliche große Stützmauer. Ihre Brüstung ist noch erhalten; über sie hinaus schaut man hinüber in die Täler des Temnos, über seine Ausläufer und die obere Kaikosebene bis hin nach Somah, hoch von Bergen überragt, hinter denen an ihrem Fuß Kirkagatsch und Bakir sich lagern, von welch letzterem der Kaikos heute seinen Namen trägt: Bakir-tschai. Im Geiste sehe ich die fruchtbare Ebene vor ihnen, sehe Basch-Gelembé im geschützten Tale, sehe den hohen Bergkegel voller alter Ruinen, zu denen niemand den Namen weiß, trotz der vielen Inschriften, die ich von dort eingesandt.

Doch zurück nach Pergamon! Das Plateau, auf dem wir stehen, ist von allerlei Fundamentmauern durchzogen; der Volksglaube verlegt hierher den Palast der Attaliden.¹ Der Platz ist wahrhaft königlich!

Nach Norden versperrt uns türkisches Gemäuer die Aussicht. Wir kriechen durch eine Bresche und steigen einige Meter herab auf ein dreieckiges ebenes Rasenfeld, vom Volke der „Garten der Königin“ genannt. Eine idyllische Ruhe herrscht hier, Auge und Sinn werden durch keine Ruinen gefangen gehalten und mit Behagen schweift der Blick nach Osten und Westen in die Fernen und freut sich der scharfen Konturen, welche die Pinienwälder auf den Höhen des Temnos nach Norden an den Himmel zeichnen.

Wir treten an den Rand des Plateaus. Ringsum ziemlich hohe Mauern; wir gehen zur Nordecke, wo sie eine scharfe Spitze bilden, steigen an ihren Fuß hinab und sind nicht wenig erstaunt zu sehen, daß sie zum großen

¹ Dieser Glaube hat sich bestätigt. Vgl. „Altortümer von Pergamon“, Band V 1, Die Paläste der Hochburg. Von G. Kawerau und Th. Wiegand.

Teile aus milchweißem Marmor besteht. Also das flache Rasenfeld oben birgt doch Geheimnisse. — Zu unterst in der Mauer liegen Architrave und Gesimse, darauf erscheinen die Köpfe von 66 dorischen Säulen von 0,65 Meter Durchmesser mit 20 messerscharfen Kanneluren. Sind es halbe, Drittel- oder Viertelsäulen? Auf ihnen liegen anscheinend Stufen, über diesen graue große Fundamentsteine. Man hat also den Tempel, der hier stand, regelrecht von oben beginnend, abgebrochen und mit dem Material die Mauern aufgeführt. Unten an der scharfen nördlichen Ecke hat jemand einen großen Architravblock herausgekeilt und verarbeitet; der Architravstein war 1,80 Meter lang und 0,35 Meter hoch. Die Tropfen, die unterhalb der Triglyphen ihn zierten, sind am Mörtel hängengeblieben. Im Mörtel hat sich auch der Abdruck einer Inschrift erhalten, die er trug. Nach deren Zeugnisse haben wir hier, wie zuerst Dr. Lolling sah, stückweise in die Mauer verbaut, den Tempel der Tochter des Augustus, der Julia, vor uns.¹

Wo aber stand der Zeusaltar, den zu suchen ich gekommen war? Hier oben im Norden hatte ich ihn nicht zu suchen, auf der eigentlichen Burgkrone auch wohl kaum, denn dann hätte ich irgendwo einen Schutthügel des mächtigen Baues erkennen müssen; unterhalb der byzantinischen Mauer auch nicht, denn bei der Fülle von Baumaterial würde man doch nicht die großen Blöcke bergauf geschleppt haben. Es blieb also nur der Raum übrig zwischen der byzantinischen Mauer und der oberhalb gelegenen dritten Festungsmauer. In der Tat fand sich

¹ Die Auffindung der Stelle dieses Tempels ist bisher nicht erfolgt. Im „Garten der Königin“ haben sich vielmehr fünf hellenistische Arsenale gefunden (vgl. Abhandlung der Preußischen Akademie d. Wiss. 1928, Nr. 3, Th. Wiegand).

nahe am Westrande ein hügelartiger Schutthaufen; von ihm aus hatte man eine nach Osten, Süden und Westen reichende Fernsicht; es war eine, wenn auch etwa 40 Meter tiefer als die höchste Kuppe der Burg gelegene, doch immerhin dominierende Position. Hier beschloß ich am nächsten Morgen die Arbeit zu beginnen und zugleich das westliche Stück der byzantinischen Mauer in Angriff zu nehmen.

3. *Beginn der Grabung*

Am Montag, den 9. September 1878, stieg ich mit vierzehn Arbeitern hinauf, nahm eine Hacke und sprach: „Im Namen des Protektors der Königlichen Museen, des glücklichsten, allgeliebten Mannes, des nie besiegten Kriegers, des Erben des schönsten Thrones der Welt, im Namen unseres Kronprinzen: Möge dies Werk zu Glück und Segen gedeihen.“

Meine Arbeiter haben geglaubt, ich spreche eine Zauberformel und sie hatten nicht ganz unrecht.

Vier Arbeiter zogen zwei Gräben von Süd nach Nord und von Ost nach West gegen den Schutthügel und zehn arbeiteten daran, die byzantinische Mauer westlich vom aufgeschwemmten Schutte zu reinigen. Am nächsten Tage war griechischer Feiertag und ich hatte nur vier Arbeiter, doch wurden am selben Abend zwei Hochreliefs sichtbar, jedes über 2 Meter lang; sie waren an der Innenseite der Mauer auf die hohe Kante gestellt, die Bildfläche vermauert, die Platte nach außen gerichtet. Am nächsten Abend waren ihrer elf sichtbar und die Erdarbeiter waren in ihren Gräben auf kompaktes Fundamentmauerwerk gestoßen, wo sie abgebrochene Schuppenschweife und andere Fragmente fanden. So rasch hatte niemand die Lösung erwarten können; ich sandte deshalb ein Telegramm mit der frohen Nachricht ab und begann ernstlich den Mauer-

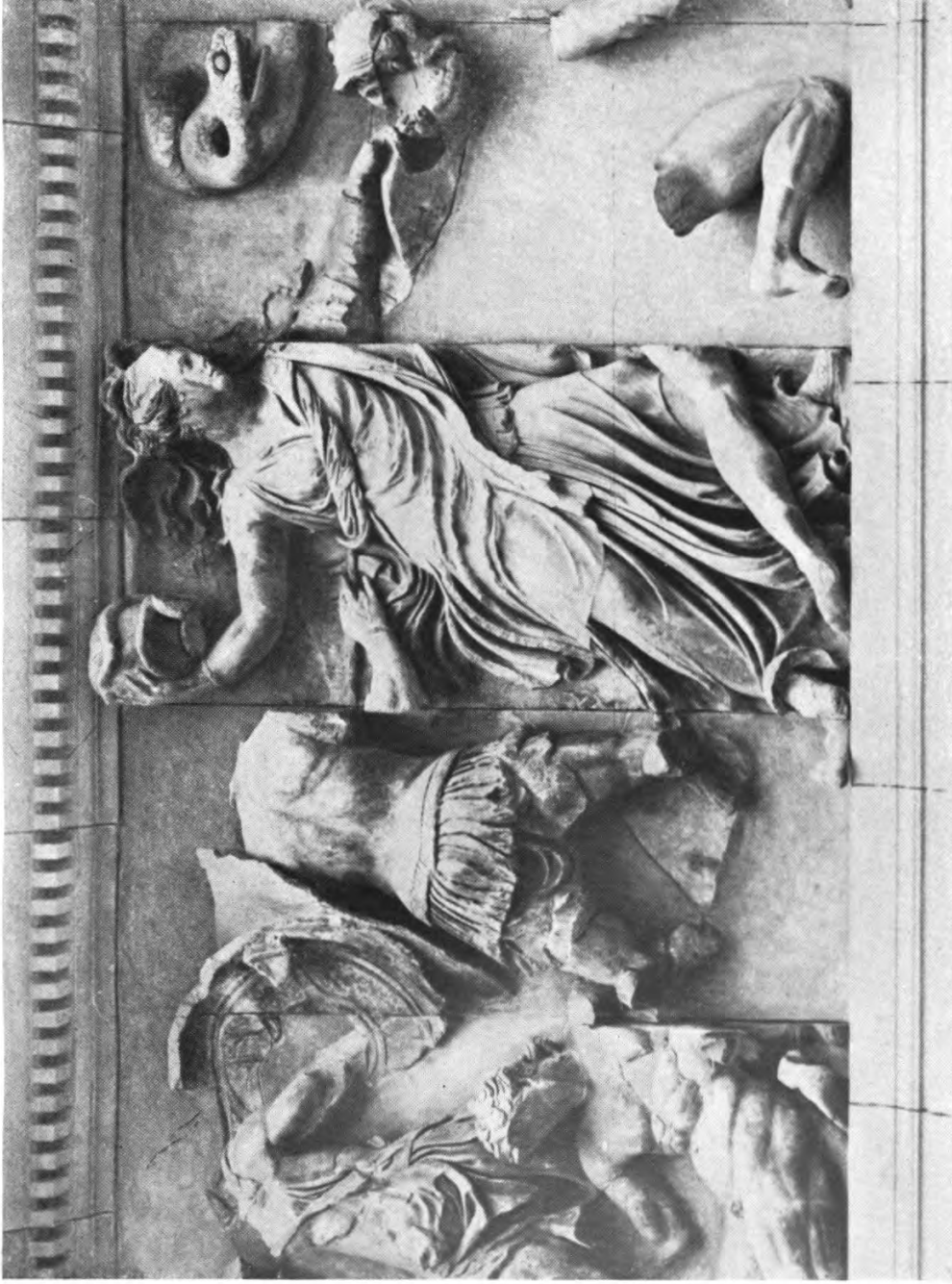
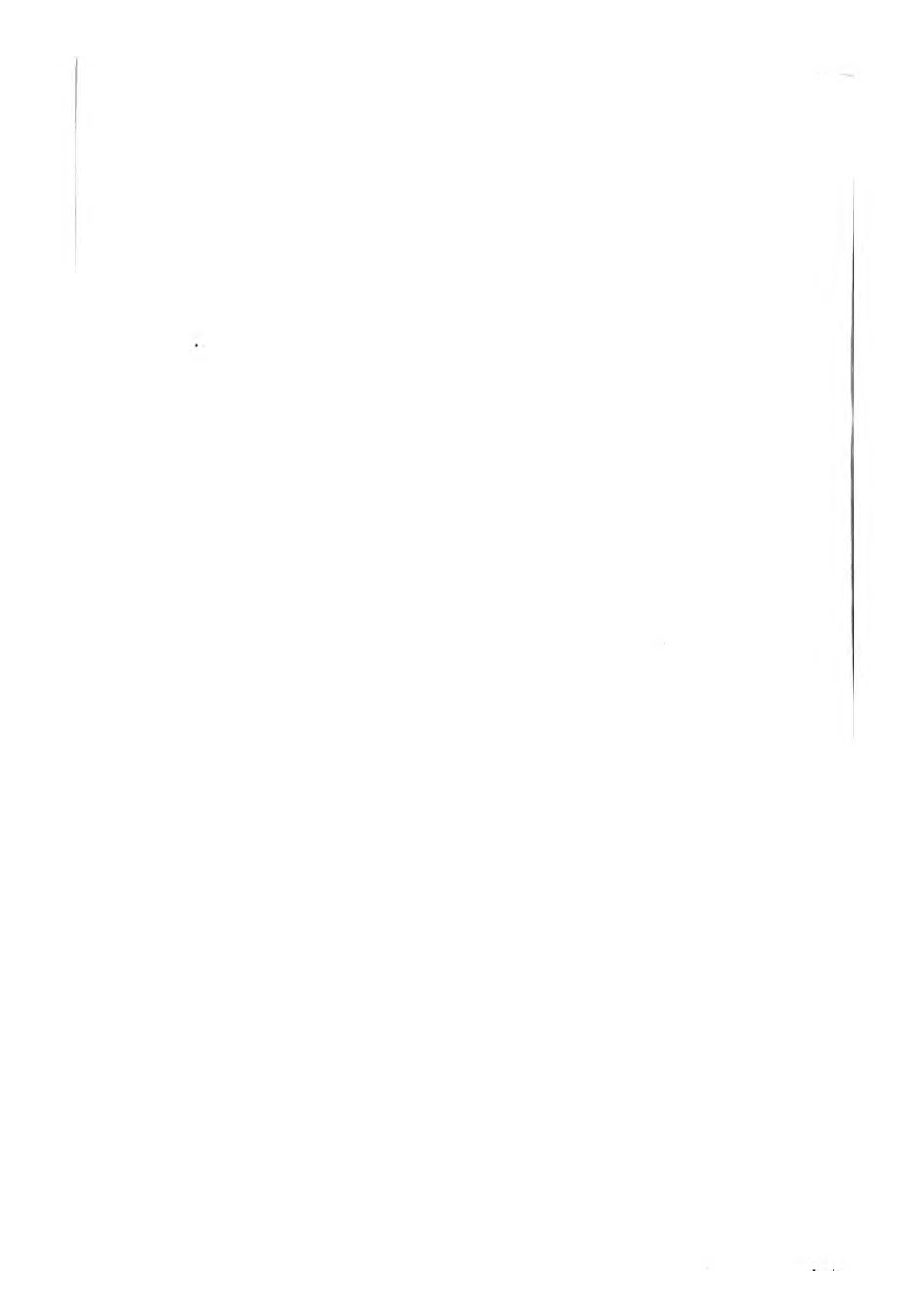


Abb. 6. Die Göttin der Nacht (Nyx), Schlangen werfend



abtrag. Das ganze Mauerwerk war außerordentlich fest und lückenlos vermörtelt; jedes Steinchen mußte mit Keilen und schweren Hämmern einzeln gelöst werden, jeder zutage tretende Marmor wurde in gewissem Abstand umgangen und wenn er ganz frei lag, mit der Winde langsam gelöst. Bis zum 18. September lagen die gefundenen elf Reliefs nördlich der Mauer auf dem Rasen und bis zum 24. war ihre Zahl auf siebzehn gestiegen, da beim Abbrechen der Mauer sich sechs weitere platt in derselben liegend gefunden hatten.

Es waren jene Platten, welche jetzt die Heliosgruppe bilden, ferner die Selene, sodann die Göttin der Nacht, welche die Schlangenvase schleudert, die große von Löwen begleitete Göttin mit den Locken, die Göttin, welche jetzt als ein Teil des Reliefs der linken Treppenwange erkannt ist, und die auf dem Löwen reitende Göttin; gleich darauf kam Apollo dazu, dieser aber nicht in der Mauer verbaut, sondern im Erdreich bei dem Altar liegend. Außerdem fand ich schon die Torsen mehrerer Statuen, zwei Reliefs der später sogenannten Telephos-Serie und eine Menge großer und kleiner Fragmente. Ich begann sofort alles zu zeichnen, und je mehr ich die Funde betrachtete, desto erregter wurde ich. „Wir haben eine ganze Kunst-epoche gefunden,“ schrieb ich, „das größte aus dem Altertum übriggebliebene Werk haben wir unter den Händen.“ Mitten in dieser Arbeit schenkte meine Frau mir den ersten Sohn, doch ich konnte nicht nach Smyrna eilen. Schlag auf Schlag kamen die Funde. Ende September waren 23 Gruppen der Gigantomachie gefunden.

Mit der Einheitlichkeit und Größe der Funde stellte sich die Sorge ein, daß alles im ganzen bewahrt bleiben, nicht etwa bei einer Teilung ein zurückbleibender Bruchteil der Vernichtung anheimfallen möchte. Das uns schon jetzt Zu-

kommende wünschte ich wenigstens vor der beginnenden Regenzeit zu transportieren. Es konnte doch nicht bis zum nächsten Sommer liegen bleiben! Ich hatte keine Ruhe, bis die Sachen gesichert waren, schrieb über den Teilungsmodus an die Botschaft und reiste am 3. Oktober nach Smyrna, um eine vorläufige Teilung durchzusetzen. Der Generalgouverneur (Wali) war dazu nicht imstande; er telegraphierte um Erlaubnis nach Konstantinopel. Sie kam glücklicherweise alsbald und der Wali ernannte seinen ersten Sekretär Diran-Effendi zum Teilungskommissar und ersuchte den Direktor der Ottomanischen Bank W. Heintze aus Göttingen als Unparteiischen mitzugehen. Wir machten uns sofort reisefertig. Noch ehe wir abreisten, sandte Graf Hatzfeld, der Kaiserliche Botschafter in Konstantinopel, ein Billet Savfet-Paschas, des Großwesirs, ein, durch welches uns zwei Drittel der Funde zuerkannt wurden. Wir reisten ab, teilten der Vorschrift gemäß, ich selbst eilte gleich wieder nach Smyrna, erwirkte die Genehmigung für das Geschehene und empfing sofort die nötigen Befehle für die Zoll- und anderen Behörden, die uns zugeeilten Stücke frei passieren zu lassen. Dann eilte ich nach Pergamon zurück.

Vom 1. November ab hatte ich dort Hilfe, denn Dr. Lolling vom Archäologischen Institut zu Athen kam herüber und blieb bis Weihnachten. Er begann damit, die vielen gefundenen Inschriften zu kopieren, fing dann an, das Gymnasium auf der unteren Terrasse aufzudecken, und blieb bis Weihnachten mein treuer Gefährte.

Am 31. Dezember fand sich die neununddreißigste Platte der Gigantomachie; es war der herrliche junge Gigant von der rechten Treppenwange. Derjenige Teil der byzantinischen Mauer, der westlich von der Tordurchfahrt liegt, hatte bis 5 Meter tief in den Boden gereicht, die eine



Abb. 7. Das Fundament des großen Altars nach der Ausgrabung

Hälfte desselben, etwa 600 Kubikmeter Mauerwerk, war bis zum 1. Dezember ziemlich abgetragen; im Laufe des Dezembers wurden dann noch etwa 250 Kubikmeter abgebrochen, der größere Teil der Arbeiter jedoch beim Schleppen und Verladen der Kisten verwandt.

Die Erdarbeiten am Altar waren bis Weihnachten besonders im Süden, und zwar unter- und oberhalb der südlichen Peribolosmauer, die fast in ihrer ganzen Länge freigelegt wurde, betrieben, dann wurde von dieser gegen den Kern des Altars vorgegangen, sein Südrand aufgedeckt und der Westrand durch einen Graben verfolgt. Daß ich richtig in diesem Mauerwerk den Kern des Monuments vermutet hatte, bestätigte sich immer mehr. Der gesamte Erdabtrag belief sich auf etwa 1800 Kubikmeter, in dem noch acht Platten der Gigantomachie nebst vielen Fragmenten gefunden wurden. Von Weihnachten ab bis zum März ließ ich die Erdarbeiten ruhen, um ausschließlich die schwere Arbeit des Mauerabbruchs zu bewerkstelligen. Außer diesen Arbeiten am Altarplatze wurden, wie erwähnt, auf der südlichen Burgterrasse Aufräumarbeiten, die später zur Konstatierung eines Gymnasiums an dieser Stelle führten, gemacht, um zunächst über die Anlage im allgemeinen Genaueres zu ermitteln. Es wurde die eine Säulenreihe auf etwa 17 Säulenstellungen verfolgt, aber weder eine zweite Säulenreihe noch irgendwelche Gebäudemauer gefunden. Dagegen wurde die Mühe durch das Auffinden eines achteckigen kleinen Altars mit Götteremblem belohnt. Doch auch diese Versuchsarbeiten, denen sich Lolling besonders gewidmet hatte, mußten, um die Kräfte nicht zu sehr zu zersplittern, Anfang Dezember vorläufig wieder aufgegeben werden.

Die geschicktesten Arbeiter, fast nur Griechen, waren an der Mauer beschäftigt, die etwas unbehilflicheren Türken,

meist bulgarische Flüchtlinge, die der Krieg zu uns getrieben, und Armenier bei den Erdarbeiten und beim Fortkarren des Schuttes. Vorsicht war allen Arbeitern vom Beginn an zur ersten Regel gemacht; sowie sich im Schutt oder in der Erde eine Marmorecke zeigte, wurden hölzerne Werkzeuge zur Hand genommen, Winden und Hebebäume durften an den Marmorstücken mit Bildwerk nur auf den unbearbeiteten Stellen angesetzt werden. Bald war es auch gelungen, allen Arbeitern eine solche Liebe zur Arbeit einzuflößen, daß man sie mit einer gewissen Ruhe konnte hantieren lassen. Da ich jeden Faulenzer bald ausmerzte, so bildete sich nach und nach ein Stamm zuverlässiger Leute. Sie waren leicht zu regieren, denn Widerspruch oder absichtliche Unfolgsamkeit gehörten zu den unbekannteren Sachen, ebenso Streit oder Trunk. Der Tagelohn betrug 1—1½ Mark. Man wird beim Beschauen der vielen pergamenischen Marmore kaum einen frischen Bruch oder eine verletzte Stelle finden; wo wirklich geschunden ist, da geschah es auf dem Transporte. Die trefflichsten Dienste leistete der Aufseher Jani Laludis, ein Marmorarbeiter aus Tinos, der Tag und Nacht überall war, beim Heben, Herabschleifen, Verladen und Transportieren.

Wir hatten also, wie schon gesagt, bis Weihnachten 39 Reliefs der Gigantomachia, an 700—800 Fragmente derselben, 4 Reliefs der Telephos-Serie, 10 einzelne Statuen, etwa 30 Inschriften und allerlei architektonisches Material gefunden.

Nachdem im Oktober die Teilung gemacht und genehmigt worden war, nahm der Transport die meiste Sorge in Anspruch. Zunächst ließ ich Pfosten und Bretter zur Burg bringen, und begann solide Kisten um die Reliefs zu machen, um sie auf der langen Reise gegen jedes Verletzen zu schützen. Dann baute ich einen starken Schlit-

ten und in Schlangenwindungen, unter teilweiser Benutzung des alten Plattenweges, einen Weg vom Altar bis an den Fuß der Burg, östlich der Stadt ins Ketiostal, 1500 Meter lang und etwas über 700 Fuß ansteigend. Nun begann das Hinabschleifen der Kisten. Einen Versuch, dies mit Büffeln zu tun, mußte ich wieder aufgeben, da der Schlitten auf dem frischen, an den äußeren Rändern neu aufgeschütteten Wege oft einsank und, wenn die Tiere nicht sofort konnten zum Stehen gebracht werden, umzuschlagen drohte, um, die Tiere vielleicht gar mit sich reißend, in die Tiefe zu rollen. Ich mußte also die Mannschaft anspannen. Einen Block von etwa 20 Zentnern brachten wir in einem halben Tage mit 20 Mann nieder, die unzerschlagenen Reliefplatten, deren jede 40–60 Zentner wiegt, erforderten 30 bis 40 Mann und zwei bis drei Tage Arbeit. Erst als der Weg fest geworden und bis auf zwei Meter verbreitert war, konnte ich für die kleineren Stücke wieder Büffel verwenden. Ohne Unfall kam alles herunter. Bis zum 1. Dezember waren zwölf Kisten unten, bis zum 1. Januar 33. Nun kam der Transport nach Dikeli. An die Straße, die ich vor zehn Jahren dorthin gebaut, hatte sich nie eine reparierende Hand gelegt, auch waren die Brücken dieser Strecke damals gegen meinen Rat kontraktlich aus Holz aufgeführt worden. Dies war längst von Kameltreibern, wenn sie in der Nähe der Straße ihr Nachtlager aufschlugen, zur Feuerung verwendet und somit die makadamisierte Straße nur streckenweise benutzbar geblieben. Im Sommer fährt und reitet man längst wieder über die alten Feldwege, die dann ja recht hübsch sind, im Winter aber einen endlosen Morast darstellen, nur unterbrochen von den im Sommer trockenen Gebirgsbächen, welche im Winter brausend aus ihren Schluchten stürzen und nach allen Richtungen hin das

Land überfluten. Die kleineren Brückenöffnungen ließ ich jetzt mit Erde zuwerfen, um die größeren mußte im Bogen herumgefahren werden, was nur ging, wenn es nicht regnete.

In Smyrna hatte ich mir eiserne Achsen gekauft und einen vierrädrigen Wagen bauen lassen, da die im Lande gebräuchlichen Wagen nur hölzerne Achsen haben und zweirädrig sind. Eine aus Brettern und Pfosten konstruierte Platte ruhte auf der Achse, unter der die Deichsel befestigt ist. An diese lange Deichsel werden die Büffel geführt und das auf ihrem Nacken ruhende Joch wird an dieselbe angebunden, genau so, wie man es in der Biga der Gigantomachie sieht. Trotz dieser schwerfälligen Konstruktion tragen diese Wagen doch bis 15 Zentner.

In den letzten Novembertagen wurden zwei schwere Platten auf unsern Wagen verladen, vier leichtere auf Landeswagen. Am 1. Dezember gingen sie ab und zugleich begann der erste strömende Regen. — Zunächst brach die Deichsel des großen Wagens, der gegen eine Gartenmauer rannte; dann fuhren die Wagenlenker, die fast soviel Verstand haben wie ihre Büffel, oben außerhalb der Stadt über einen Mauerstumpfen und quetschten dabei die Speichen der Vorderräder; nachdem alles repariert, fuhren sie halbwegs in einen Graben, so daß wir mit allen Leuten hinzueilen mußten, um die ganze Geschichte herauszuwinden. Am fünften Tage kamen sie nach Dikeli, wo sie schworen, mit dem fränkischen Gespann nicht wieder fahren zu wollen. Die Landeswagen mit ihrer leichten Last kamen besser an, obschon auch von diesen einer im Sumpfe steckengeblieben war, weil die Büffel baden wollten. Fortan wurden womöglich mehrere Wagen zugleich expediert und einige Arbeiter zu Fuße mitgegeben. Aber der Regen hatte begonnen; es regnete am 1. und am

4. Dezember von Mittag bis Mitternacht, die Nacht vom 5.—6., vom 6.—7., vom 10.—11., vom 13. mittags bis zum 14. abends und die Nacht vom 18.—19. Die ganze Kaikos-ebene von Somah bis Elaia erschien von der Akropolis gesehen wie ein einziger See. Und dennoch ging's. Die geduldigen Türken ließen sich nach und nach belehren, ja ihr Phlegma verließ sie beinahe, als von den griechischen Landgütern Konkurrenzgespanne herbeikamen, die unsere schweren Wagen zogen. Es entwickelte sich eine heilsame Rivalität. Von den zerbrochenen Rädern, Achsen und Deichseln reden wir nicht weiter, sondern freuen uns der Tatsache, daß Ende Dezember 29 Kisten in Dikeli waren; zwei saßen noch unterwegs im Schlamme fest, kamen aber endlich auch nach, so daß nur noch vier in Pergamon lagerten. Gegen Anfang des Dezembers waren bei dem Herrn Chef der Admiralität die nötigen Schritte getan worden, so daß mit Zustimmung Sr. Exzellenz des Grafen Hatzfeldt der Stationär der Botschaft Sr. Majestät Schiff „Comet“ zum Transport der Marmore von Dikeli nach Smyrna herüberkam. Diese Hilfe war in der Tat unerlässlich, denn die kleinen Lokaldampfer können schwere Kisten nicht an Bord hissen, und kleine Küstensegler, in die ich vom Lande aus die Kisten allenfalls direkt hätte hineinschieben können, boten in dieser Jahreszeit nicht genügend Sicherheit.

Als ich Ende Dezember mit Dr. Lolling nach Smyrna, von wo dieser nach Athen zurückkehrte, hinüberging, empfing ich die Depesche, daß der „Comet“ am 1. Januar 1879 in Lesbos sein würde. Ich eilte nun dorthin, wurde vom Kommandanten Kapitänleutnant von Senden-Bibran¹ aufs herzlichste empfangen und konnte mein Quartier in seiner geräumigen Kajüte aufschlagen. In Mytilene mietete

¹ Später Admiral und Chef des Kaiserlichen Marinekabinetts.

ich nun zwei Leichterschiffe (Prahme), die wir anhängen und in zwei Stunden nach Dikeli dampften. Der „Comet“ hatte vier Kanonen auf Deck, unter Deck war aller Raum okkupiert; auch das Oberdeck durfte nicht gar zu sehr belastet werden, um nicht den Schwerpunkt des Schiffes nach oben zu verlegen und die Manövrierfähigkeit der Mannschaft zu beeinträchtigen. Aus diesen Gründen konnten wir nicht mehr als höchstens zweihundert Zentner zugleich verladen. Dikeli ist kein Hafen, sondern nur eine offenstehende Reede, die zwar gegen Nord-, Ost- und Südwind geschützt, aber doch bei letzterem starker Dünung ausgesetzt ist, so daß das Einladen unmöglich wird. Bei Südwest- oder Nordwestwind ist an ein solches überhaupt nicht zu denken.

Trotz der bedeutenden Ausfuhr, die Dikeli hat, war dennoch bis dahin keine massive Skala (Ladebühne) soweit ins Meer gebaut, daß man einen Meter Wasser davor gefunden hätte. Das Ufer verläuft teils in Sand, teils in flachen Felsen; vor der im Bau erst begonnenen Ladebühne hatte das Wasser kaum einen Fuß Tiefe. Das Leichterschiff konnte demnach nur bis auf einige Schritte herankommen. Da taten denn zwei Eisenbahnschienen, die ich vorsorglich im September dort gelassen hatte, die besten Dienste, indem auf dieser Brücke die Kisten vom Lande bis an den Rand des Prahms geschoben und nun langsam hineingelassen wurden. Daß wir dazu absolut stilles Wasser gebrauchten, ist selbstverständlich; denn wenn der Prahm und mit ihm die aufruhenden Schienen und die auf diesen etwa liegende Kiste zu tanzen begannen, so hörte die Macht über sie auf. Wir hatten indessen Glück. Am Tage unserer Ankunft, am 2. Januar, konnte eine Prahm mit fünf Kisten sich längsseits des „Comet“ legen, der sie dann bald an Bord hißte. Am dritten hatten wir

durch den Südwind Dünung, doch legte sich abends der Wind und in der vom Mondschein begünstigten Nacht wurden andere fünf Kisten verladen und an Bord genommen, worauf wir mit dieser ersten Ladung nach Smyrna dampften (60 Seemeilen) und dort im Laufe des Nachmittags nach achtstündiger Fahrt anlangten. Die beiden Leichterschiffe wurden in Dikeli verankert. Von Smyrna fährt jeden Samstag ein Lloydampfer nach Triest, der Montags seine Verladung beginnt. Ich habe immer darauf gehalten, im Anfang der Woche unsere Marmore zu unterst in die Lloydampfer zu verladen, wo sie am besten verstaut werden konnten und wo sie am wenigsten der Gefahr des Rollens oder gar in Notfällen des Überbordwerfens ausgesetzt sind.

So verluden wir denn Montag, den 6., unsere erste Ladung an Bord der „Aquila Imperiale“, wobei uns, wie auch bei allen folgenden Ladungen, der erste Sekretär der Smyrnaer Lloydagentur, Herr Janko di Giorgio, die besten Dienste leistete, so daß wir niemals Aufenthalt oder Grund zur Beschwerde fanden. — Am 8. war Süd Sturm, am folgenden Tage aber fuhren wir wieder nach Dikeli. So machten wir im ganzen in vier Wochen vier Fahrten, die sämtlich glücklich verliefen. Daß es mehrere Male heftig blies, daß der Sturm uns ein Leichterschiff in Dikeli auf den Sand setzte, welches wir indes reparierten und wieder flott machten, daß es kalte regnerische Fahrten gab, das sind alles Kleinigkeiten. Die Reliefs gelangten im Februar glücklich nach Berlin und erregten bei den wenigen, die sie zunächst sehen konnten, den höchsten Enthusiasmus. Der „Comet“ hatte an 700 Zentner transportiert und kehrte nach Konstantinopel zurück; ich aber legte mich, nachdem ich noch Pergamon inspiziert, ins Bett, aus dem mich der Arzt erst nach drei Wochen entließ.

4. Die Freilegung des Altarfundamentes

Am 19. April, kurz nach Mitternacht, kam Direktor Conze, begleitet vom Maler Chr. Wilberg, in Mytilene an, wo ich zu ihrem Empfange mich eingefunden hatte. Als der Tag graute, fuhren wir in einer kleinen Dampfschuppe über den spiegelglatten Golf der Sonne entgegen, landeten in Dikeli und waren mittags in Pergamon. Denselben Nachmittag bestiegen wir noch die Burg. Als ob das Glück, das uns bisher begünstigt, mit sich selbst noch unzufrieden sei und nun erst zeigen wollte, was es vermöge, so hagelten von jetzt ab die Funde. Ein männlicher Torso mit herrlichem Kopfe poseidonischen Aussehens war schon früher gefunden; im Augenblicke aber, wo wir die Burg betraten, erschien eine Platte im Schutt an der Südost-ecke des Altars und ergab den sterbenden Giganten bei der Artemis-Hekate-Gruppe, den der Hund ins Genick beißt. Unter diesem Relief lag ein anderes, es war Hekate selbst. Daneben wieder eins in zwei Stücken; der behelmte Gigant, der über seinem erschlagenen Kameraden fort gegen Artemis anstürmt und dann Artemis selbst. Die beiden letzteren konnten erst Montag, den 21., ganz hervorgeholt und gesäubert werden. Somit war die ganze Gruppe in einem Schlage gefunden, wenn auch damals die Zusammensetzung und Erklärung, welche erst der ruhigen Manipulation im Berliner Museum vorbehalten blieb, nicht geschehen konnte. Außerdem fanden sich in der Mauer noch die zwei geflügelten Pferde der Quadriga, unter denen ein toter Gigant vom Schilde bedeckt ist. Sodann kam von der nord-östlichen Ecke des Altars die ganze Gruppe zum Vorschein, in welcher eine Göttin (Aphrodite) einem erschlagenen Giganten den Fuß ins Gesicht setzt, während er rücklings über einen andern auf das Gesicht gestürzten liegt. Der dazu gehörige jugendliche geflügelte Gigant, der über dem

Gefallenen sich noch kämpfend erhebt, fand sich erst später.

Vor allem aber entstieg dem Boden, und zwar ebenfalls nahe der nordöstlichen Ecke des Altarfundaments, Platte für Platte die ganze Athenagruppe.

Ein am 1. Mai gemachtes Inventar der Funde ergab:

66 Platten der Gigantomachie,

2 desgleichen im Schutte sichtbar,

23 Platten der Telephos-Serie,

3 desgleichen im Schutte sichtbar,

37 selbständige Skulpturen, wie Statuen, Büsten,
Pferde,

67 Inschriften

und unzählige Fragmente und Architekturstücke
jeder Art.

Doch uns wurde es nicht zuviel, weder die Funde noch die aus ihnen erwachsende Arbeit; mußten wir auch bei jedem Marmor vom Augenblicke seines Erscheinens bis zu seiner Aufstellung an einem sichern Ort anwesend sein, mußten wir auch bei so vielen neuen ungeübten Arbeitern die Vorsicht und Aufmerksamkeit verdoppeln. Bei solch reichen Gaben war keine Mühe zu groß! Herrn Conzes Arbeit wurde verdoppelt, indem ich viele Zeit mit der Zeichnung der Fundstücke, die nach Berlin gingen, zubrachte und oft war er tagelang allein zwischen dem bunten Gemisch der 70—80 Arbeiter verschiedener Zunge, gewiß mehr als anstrengend, da er doch eben aus der Stubenarbeit kam. Sein Interesse wurde namentlich durch die Funde von Inschriften der zu den Reliefs gehörigen Götter- und Gigantennamen, deren eine Zeitlang täglich neue konstatiert werden konnten, in Anspruch genommen. Wir blieben gesund trotz der glühenden Sonne, und dieses sowie das spätere nie von einem Mißton getrübe Zusammen-

leben und Schaffen gehört zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens.

Herr Wilberg stand nicht nach und füllte in vier Wochen des Dortseins seine Mappe mit 40 prachtvollen Aquarellen und ebenso vielen Kreideskizzen, bald die Arbeiten, bald die Ruinen, bald die heutige Stadt, bald die Landschaft zum Vorwurf nehmend. Es war eine angenehme Erfrischung, am Abend nach getaner Arbeit diese künstlerischen Früchte mit zu genießen.

Um etwas näher auf die Aprilarbeiten einzugehen, sei erwähnt, daß in diesem Monat der Nordrand des Altarbaues aufgedeckt wurde; in dem etwa 4 Meter breiten Graben fand sich eine Fülle herabgeworfener Statuen, meist weiblicher, jedoch auch eine fast intakte männliche Figur, an deren bärtigem Kopfe offenbar für Hörner bestimmte Einsatzlöcher der Erklärung Anhalt zu bieten scheinen, ferner eine Anzahl von kleinen Marmorpferden. Von der Gigantomachie nur Fragmente, aber sehr zahlreich, und von der Architektur des Altars besonders viel jonische Säulen, deren Basen, Kapitäle und Gebälk, während die Platten des Hauptgesimses, das die Gigantomachie schützend gedeckt hatte und die Namen der Götter trug, sich fast nur im Süden und Osten fanden. Die Nordfront des Altars ergab 34,60 Meter Länge. Der natürliche Fels lag hier im Norden tiefer als im Süden des Altars, mithin war der ursprüngliche Platz eine von der Burgkuppe losgelöste Erhöhung gewesen und hatte sich dadurch für die Anlage des Zeusaltars von selbst empfohlen.

Sämtliche Marmore lagen fast auf dem Boden des früheren Hofes, in der untersten Schuttschicht; mithin hat das Werk der Zerstörung begonnen zu einer Zeit, da der Regen der Jahrhunderte noch nicht angefangen hatte, das Ganze mit einer schützenden Erdschicht zu überdecken...

Nun gingen wir mit der Grabung am Ostrande hinauf, arbeiteten zugleich von Norden entgegen und erledigten so das Bloßlegen des Altarblocks (Abb. 7) ganz. Fast beim letzten Hackenschlag fand sich endlich das erste architektonische Stück an seiner ursprünglichen Stelle, in Gestalt einer marmornen Stufe, wie ihrer mehrere den Altar einst rings umgaben. Sie war 0,22 Meter hoch, 0,41 Meter breit und 2 Meter lang und bestand aus zwei Stücken, die durch Eisenklammern aneinander gehalten waren. Sie liegt 2 Meter tiefer als die höchste Stelle des erhaltenen Fundamentmauerwerks in der Mitte des Altars, ein wichtiger Anhaltspunkt für die künftigen Rekonstruktionsversuche.

In der byzantinischen Mauer wurden nur noch Fragmente gefunden und vom 10. Mai ab alle Arbeiter auf den Schuttatrag am Altar konzentriert...

Conze verließ Pergamon am 29. Mai und schiffte sich in Smyrna am 31. nach Konstantinopel ein, wo die Verhandlungen über den Erwerb des der türkischen Regierung zustehenden Drittels noch zu keinem Resultate geführt hatten...

Im Juni und Juli wurden die Arbeiten mit aller Kraft fortgesetzt... Bis zuletzt hatte ich unweit der Ostseite des Altars einen Erdblock von 1 Meter Breite und 5 Meter Länge stehen lassen, in welchem schon bei Conzes Anwesenheit einige Reliefs sichtbar herausstanden, die wir jedoch nicht freilegen wollten, um nicht zuviel der Neugier und Beschädigung ausgesetzte Skulpturen umherliegen zu haben. Hätten wir gewußt, was sie enthielten, so würden wir es schwerlich haben über das Herz bringen können, uns dieser Vorsicht zuliebe ihren Anblick zu versagen. Es hat einmal auf dem Boden hier östlich des Altars ein rohes Volk sich kunstloses Gemäuer zu Wohnhäusern und Höfen hergestellt, wobei es sich mit Vorliebe großer Blöcke des nahestehenden Monuments bediente, die zu diesem

Zwecke auf die hohe Kante gestellt ohne Bindemittel aneinandergefügt wurden. Diesem Vorgange verdanken wir es, daß das kostbarste der Gigantomachie, die Athena-gruppe und die Platten, welche jetzt noch zu heben blieben, uns fast in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten sind.

5. *Die Entdeckung der Zeusgruppe, Abb. 8*

Ich hatte Besuch in Pergamon; meine Frau war von Smyrna herübergekommen und Dr. Boretius aus Berlin, auf einer Orientreise Smyrna berührend, gleichfalls. Es war am 21. Juli, daß ich die Besucher einlud, mit zur Burg zu kommen, um die Platten wenden zu sehen, die mit den Rücken nach außen und mit der bearbeiteten Seite gegen den Schutt standen. Während wir hinauf stiegen, umkreisten sieben mächtige Adler, Glück verheißend, die Burg. Die erste Platte fiel um: Es war ein gewaltiger auf seinen Ringelfüßen stehender Gigant, der uns den muskulösen Rücken zeigt, das Haupt nach links gewandt, eine Löwenhaut auf dem linken Arm; — sie paßt leider an keine bekannte Platte, sagte ich. Die zweite fiel. Ein herrlicher Gott, die volle Brust zeigend, so gewaltig und doch so schön, wie noch keine dagewesen. Um die Schultern hängt ein Gewand, das dann die beiden weit ausschreitenden Beine umflattert. Auch diese Platte paßt mir an nichts Bekanntes! Die dritte Platte zeigt einen schwächtigen Giganten, der in die Knie gestürzt ist; die Linke greift schmerzhaft zur rechten Schulter, der rechte Arm ist wie gelähmt — ehe er ganz von Erde gereinigt, fällt die vierte Platte; ein Gigant stürzt rücklings auf den Felsen; der Blitz hat ihm den Oberschenkel durchbohrt; ich fühle deine Nähe, Zeus! Fieberhaft umeile ich die vier Platten; hier die dritt gefundene paßt an die erst gefundene; der Schlangenringel des großen Giganten geht deutlich in die

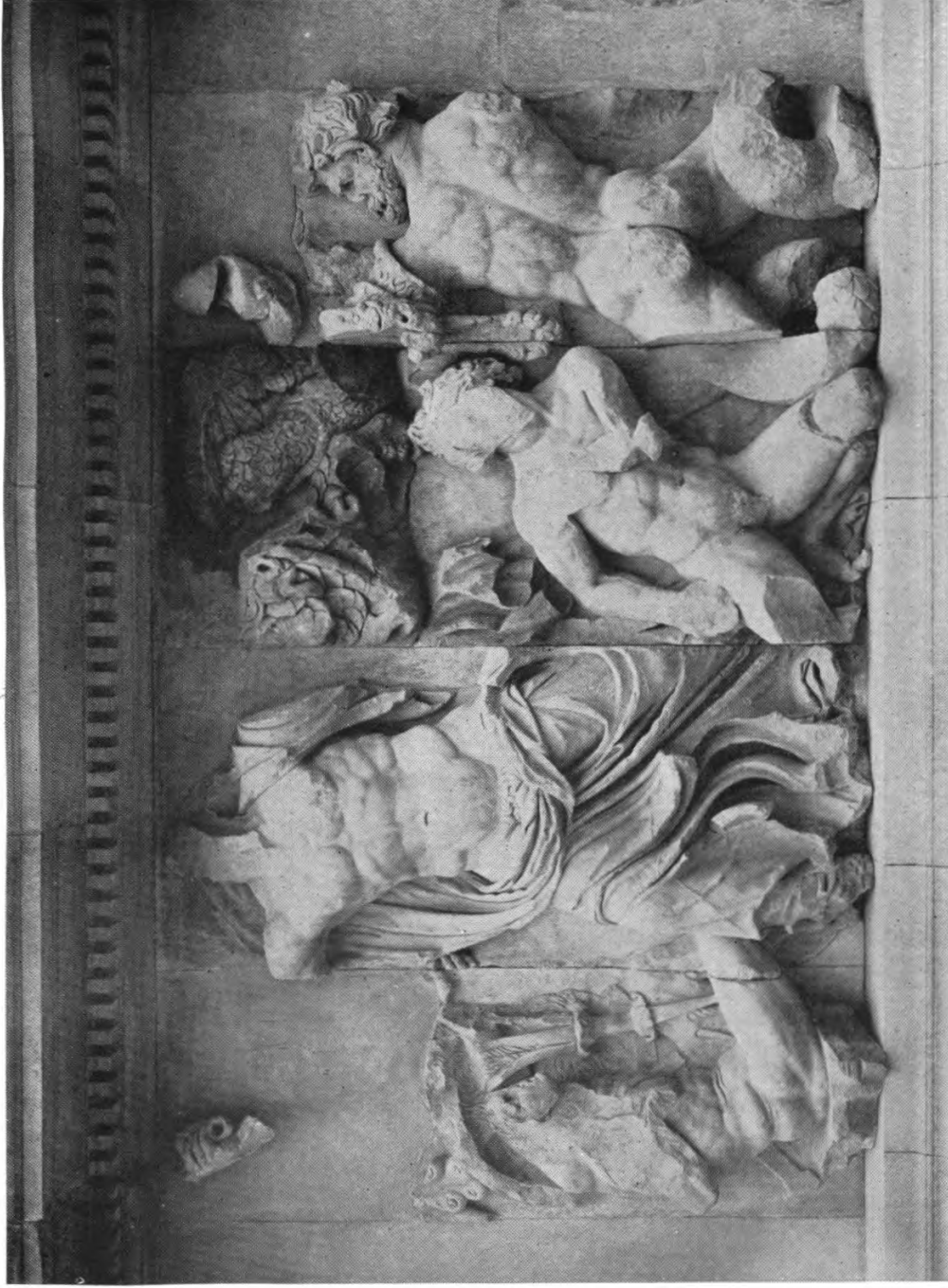


Abb. 8. Die Zeusgruppe des großen Altars

Platte mit dem ins Knie gesunkenen Giganten über. Der obere Teil dieser Platte, wohinein der Gigant seinen fellumwickelten Arm streckt, fehlt; doch sieht man deutlich, er kämpft über den gestürzten hinweg. Sollte er gegen den großen Gott kämpfen? Wahrlich ja, der linke vom Gewand umwallte Fuß verschwindet hinter dem knienden Giganten. Drei passen aneinander, rufe ich, und bin schon bei der vierten, sie paßt auch — der blitzgetroffene Gigant fällt vom Gotte abwärts. Ich zittere förmlich am ganzen Leibe; — da kommt noch ein Stück — mit den Nägeln kratze ich die Erde ab, — Löwenhaut, es ist der Arm des riesigen Giganten — dem gegenüber ein Gewirr von Schuppen und Schlangen — die Ägis! es ist Zeus! Ein Werk, so groß und herrlich, wie irgendeins, war der Welt wieder geschenkt, unseren ganzen Arbeiten die Krone aufgesetzt, die Athenagruppe hatte ihr schönstes Gegenstück erhalten. Tief ergriffen umstanden wir drei glücklichen Menschen den köstlichen Fund, bis ich mich auf den Zeus niedersetzte und in dicken Freudentränen mir Luft machte...

6. Bergung der Funde und Fortsetzung der Grabung

Inzwischen näherte sich der 6. August, an dem unser Firman ablief; die Entscheidung über die für unsere Arbeiten unerläßliche Verlängerung desselben blieb aus... So sah ich mich gezwungen am 7. August die Arbeiten einzustellen. Doch entließ ich meine Leute nicht, sondern begann wenigstens die fertigen Kisten von der Burg herunterziehen zu lassen. Da erhielt ich am 9. August endlich Depeschen, ich möge die Arbeiten wieder aufnehmen, der Firman sei um 4 Monate verlängert...

Am 16. August langte weiter eine Depesche der Botschaft an, daß die türkische Regierung das ihr gehörige Drittel an das Königliche Museum verkaufen wolle; angesichts

der heranrückenden Regenzeit dürfe ich die Funde bis nach Dikeli schaffen, aber nicht verschiffen, bis zur definitiven Auseinandersetzung.

Das war doch etwas. Zwei neue Wagen mit unzerbrechlichen Achsen hatte ich mir schon gebaut und nun begann wieder das Kutschieren mit eigenen und fremden Wagen. Am 1. September waren siebenundvierzig Kisten in Dikeli, wobei die ganze Zeus- und Athenagruppe (Abb. 9). 30 andere Kisten lagen schon am Fuße der Burg. Daß bei so umfangreichen Transportarbeiten, da eine Steigerung der Arbeiterzahl so gut wie unmöglich war, wenig gegraben wurde, läßt sich leicht denken, wengleich immerhin noch zehn Mann bei der Durchwühlung des südöstlichen Terrains unweit des Altars beschäftigt blieben und dabei die großen Reliefstücke fanden, auf denen ein Gigant einen Gott von hinten umfaßt und hochhebt.

Am 22. August konnte mir denn auch unser Konsulat in Smyrna mitteilen, daß die Abtretung des Drittels der Funde seitens der türkischen Regierung erfolgt sei. Wer hätte dankbarer als ich diese Geneigtheit der ottomanischen Regierung empfunden! Wir wollen das Gefühl nicht schelten, das bei manchen Griechen, namentlich in Smyrna, uns den Erwerb der Funde, die sie lieber im Boden bleiben gesehen hätten, bis sie einmal Herren im Lande sein würden, nicht gönnen ließ. Aber manche auch von ihnen waren doch einsichtsvoll genug, die griechische Kunst als Eigentum der ganzen gebildeten Welt zu betrachten und sich der neuen Ehren zu freuen, die der griechische Genius durch unsere Entdeckungen gewann...

Schon am 23. August hatte ich wiederum eine Eingabe an den Botschafter Grafen Hatzfeld um das Kanonenboot gemacht und im Juli hatte ich in Dikeli eine massive Ladebühne fünf Meter weit, bei zwei Meter Breite ins Meer hin-



Abb. 9. Athena mit der aufsteigenden Erdgöttin (Gaia) und der heranfliegenden Siegesgöttin (Nike)

Vertical line on the left side of the page.

Vertical line on the right side of the page.

Horizontal line near the bottom center of the page.

Small marks or artifacts at the bottom right corner.

ein gebaut, vor der eineinhalb Meter Wasser war. Da konnte nun jedes Transportschiff direkt anlegen, und selbst bei einiger Dünung geladen werden...

Am 6. September kam die „Loreley“ in Dikeli an. Wir luden sogleich fünf große Kisten in ein kleines Schleppschiff, neun kleinere hißte „Loreley“ an Bord und am anderen Tage ging's schon nach Smyrna. Am 9. wurden die Kisten dem Triester Dampfer übergeben, am 11. fuhren wir mit einem großen in Smyrna gemieteten Schleppschiff zurück, wohinein sechsundzwanzig Kisten geladen wurden. Da zeigte sich's, wie wertvoll die im Juli erbaute Ladebühne uns war, denn ohne diese hätten wir kaum in vier Tagen die 26 Kisten verladen können.

Am selben Tage langte Baumeister Bohn, der in Athen mit der Aufnahme der Propyläen beschäftigt gewesen war, über Mytilene an, gerade zur rechten Zeit, um das verwaiste Pergamon zu übernehmen, denn die Verladung war zu wichtig und schwierig, als daß ich sie hätte von den Arbeitern allein können besorgen lassen. Am 13. fuhr die „Loreley“ nach Smyrna, Bohn und ich aber nach Pergamon, wo ich ihn installierte; da er schon die Arbeiten in Olympia mehrere Jahre mit geleitet und der griechischen Sprache vollkommen mächtig war, so waren mir damit die lokalen Pergamonsorgen von den Schultern genommen und ich konnte mich, da außerdem die Grabungen am Zeusaltar so gut wie erledigt waren, ausschließlich der Expedition widmen. Am selben Tage waren bereits im ganzen 90 Kisten nach Dikeli gebracht. Am 17. traf ich mit der „Loreley“ wieder in Dikeli zusammen — das Wetter war nicht sehr günstig, doch konnten wir am 18. und 19. wieder 24 Kisten verladen und am 20. früh um Mitternacht damit nach Smyrna gehen. Bis zum 20. waren 120 Kisten von der Burg gezogen und deren 108 nach Dikeli gebracht,

— es war aber auch trockene Sommerzeit. Am 24. fuhren wir mit heftigem Winde zurück und konnten in Dikeli nicht einmal ans Land kommen, doch am 25. war es ruhig. Wir verladen bis Mittag 11 Kisten, dann ging der Nordwest wieder los. Um Mitternacht legte er sich, bis zum Morgen wurden noch 15 verladen und mit diesen 26 dampften wir ab, aber doch wieder erst um die nächste Mitternacht, weil der Wind für das Schleppschiff zu heftig war.

Am 29. machten wir die fünfte Fahrt und diesmal ritt ich mit dem Kommandanten und zwei Offizieren nach Pergamon. Dort ereilte uns die Depesche, daß Direktor Conze mit Baumeister Stiller¹ und Bauführer Raschdorf² am 2. Oktober abends in Mytilene eintreffen würde. Am 2. also zurück und mit der „Loreley“ hinüber zum Empfang! Wir legten uns nun in Mytilene vor Anker und kaum dunkelte es, da kam langsam der Dampfer aus Konstantinopel dicht um unser Heck gefahren. Ein Zuruf, ein Hier von drüben — und eine dreifache Hurrasalve dröhnte über die stille Wasserfläche. In fünf Minuten hatten wir die Herren an Bord, der volle Mond ging auf und noch lange nach Mitternacht saßen wir auf dem Hinterdeck der „Loreley“, freuten uns des Wiedersehens zu gemeinsamer Arbeit und beim vollen Glase wurde auch derer gedacht, die wir mit unserm Kronprinzen an der Spitze in der Heimat mit uns zu gemeinsamem Wirken verbunden wußten. Um 2 Uhr lichtete der Kommandant den Anker, setzte uns um 4 Uhr in Dikeli ans Land und nahm den mit 16 schweren Kisten geladenen Schleppekahn mit nach Smyrna. Wir aber ritten hinauf gen Pergamon.

Conze war freudig überrascht von dem in den vier Mo-

¹ Jetzt Professor und Geheimer Baurat in Brühl bei Köln a. Rh.

² Später Professor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, Sohn des Erbauers des Domes im Lustgarten.

naten seiner Abwesenheit Geschehenen; Stiller und Raschdorf übernahmen sofort die Arbeiten am Trajaneum. Bohn speziell die des Gymnasiums nebst den Studien und der Aufnahme am Altare, und Conze machte zunächst die Auslese alles dessen, was jetzt, solange die „Loreley“ da war, noch mit versandt werden sollte. Am 7. kam die „Loreley“ zurück, am 9. konnte ich laden und am 10. Oktober brachten wir wieder 31 Kisten nach Smyrna.

Die folgende Woche war der Kommandant so freundlich zu überschlagen, um uns Zeit zu lassen, noch alles Wünschenswerte und Dringende nach Dikeli zu bringen. Am 22. gingen wir wieder dorthin in See, mußten aber, wie schon einigemal vorher, nach Phokaea einlaufen und besseres Wetter abwarten. Erst am anderen Tage nachmittags langten wir an und luden, da der seit einigen Tagen herrschende Nordsturm eine kleine Pause machte, bis Mitternacht 24 Kisten und am Morgen noch 11, Summa 35, womit „Loreley“ am Abend des 24. abdampfte, während ich nach Pergamon ritt. Am 29. trafen wir uns wieder in Dikeli, luden am 30. morgens 15 Kisten, worauf der Wind Stillstand gebot. Erst abends konnten wir wieder beginnen und früh 4 Uhr ging unter Hurra die letzte Kiste an Bord. Es waren ihrer genau 200, die „Loreley“ nach Smyrna brachte. Ich habe mit Absicht die nächtlichen Arbeiten und Fahrten referiert, um die Aufopferung der Herren Offiziere und die Willigkeit unserer Arbeiter zu illustrieren. Mit dreifachem Hurra verließ uns die „Loreley“ und mit herzlichem „auf baldiges Wiedersehen“ trennten wir uns von den lieb gewordenen Freunden. Alle 200 Kisten kamen unverletzt bis Mitte November in Berlin an. Sie enthielten den Rest der Gigantomachie nebst allen Fragmenten, die ganze Telephos-Serie nebst ihren Fragmenten und das Wichtigste, was an Statuen und anderen Einzelsachen gefunden

war. Die freudige Überraschung in Berlin, als nun plötzlich der ganze Schatz zugänglich wurde, erfuhren wir erst Mitte Dezember ...

Vom 1. November ab waren wir nun alle in Pergamon vereinigt, ein jeder hatte seinen Wirkungskreis und voll auf zu tun. Vier Wochen lang war auch der Photograph Constantin Athanasiu aus Athen unser Arbeitsgenosse. Er machte für uns im ganzen 65 Aufnahmen, wobei namentlich auch das seiner verschiedenzeitigen Konstruktion nach merkwürdige Befestigungsmauerwerk der Burg berücksichtigt wurde. Von den Arbeitern wurden bei weitem die meisten beim Trajaneum beschäftigt, wo schließlich sogar, weil dasselbe bis zum 6. Dezember erledigt werden sollte, fast alle Arbeiter konzentriert wurden, zumal, nachdem sich am Gymnasium ein gewisser Abschluß insofern ergeben hatte, als Art und Ausdehnung der Säulenhalle, ihre Verbindung mit dem übrigen Gebäude und namentlich die Bedeutung der ganzen Anlage als Gymnasium erkannt war. Eine Gesamterledigung der Ausgrabungen an dieser Stelle hatten wir aus Mangel an Zeit und Mitteln ohnehin niemals in Aussicht nehmen können ...

Während Conze und die drei anderen Herren sich mit der Leitung der Arbeiten und besonderen Studien befaßten, hatte ich gleich im Anfang des November begonnen den detaillierten Plan (Abb. 10) der Burg im Maßstab 1:1000 aufzunehmen, um durch Eintragung eines jeden versprengten Mauerrestes und sämtlicher Höhen ein übersichtliches Bild des Ganzen zu gewinnen ...

Das Wetter begann jetzt allmählich unangenehm zu werden und besonders waren es die heftigsten Nordstürme, die oftmals alle Arbeiten jeder Art unmöglich machten. So gingen wir in den Dezember, in dessen erster Woche es uns nur noch erlaubt war Grabungen zu veranstalten, da

am 6. Dezember die vier zugegebenen Monate abliefen. Mit einer letzten Kraftanstrengung brachten wir es bis auf 150 Arbeiter und die Ausgrabung am Trajaneum wurde am 6. Dezember im Abenddunkel nach Feierabend mit Freilegung der Nordostecke des Peribolos auch wirklich glücklich erledigt. Von nun an hielten wir nur durchschnittlich 25 Mann pro Tag fest, es wurden hier und da noch Fundamente geputzt, Blöcke, um genaue Aufnahme möglich zu machen, umgekehrt. Es wurde verpackt, gezogen und expedit.

Am 10. Dezember feierten wir Conzes Geburtstag und freuten uns noch einmal des frohen ungetrübten Zusammenlebens und Schaffens. „Wann sehen wir uns, Brüder, — auf einem Schiffe wieder?“

Am 11. begleiteten wir Conze vors Tor, der über Dikeli, Smyrna, Brindisi, Rom der Heimat zueilte und Weihnachten wohlbehalten bei den Seinigen anlangte. Mit ihm zugleich verließ Pergamon der Photograph Constantin...

Nach acht Tagen war auch mein Plan der Akropolis so weit fertig, daß ich annehmen durfte, ihm die letzte Ausführung in Smyrna geben zu können. Da ging denn auch ich Weihnachten zu meiner Familie.

Am 1. Januar 1880 lagerten bereits wieder 100 Kisten in Dikeli und Botschafter Graf Hatzfeld hatte mit der Geneigtheit, die dem pergamonischen Werke wesentlich mit zur Durchführung verholfen hat, bereits seine Zustimmung dazu gegeben, daß die „Loreley“ abermals den Transporten sich widmen dürfe.

Am 15. Januar hatte Bohn seine Aufnahmen vollendet (Abb. 10) und kam nach Smyrna. Am 16. war auch die „Loreley“ wieder da... Am 19. machten wir die erste Fahrt, nachdem wir wieder ein großes Leichterschiff angehängt,

und trafen am 22. früh morgens mit 32 Kisten in Smyrna ein. Stiller und Raschdorff brachten wir mit, da auch diese nunmehr fertig waren. Vom 26. bis 28. holten wir wieder 32 Kisten. Der Winter war aber diesmal ein sehr stürmischer. „Loreley“ allein fürchtete ja kein Wetter, aber ein offenes Schleppschiff kann keine hohe See vertragen. Die schlimmste Passage ist durch den Golf von Tschandarlik, wo der Nordost die Kaikosebene hinunterfegend wie aus einem Trichter herauskommt und manchmal, ohne sich anzukündigen, plötzlich mit aller Kraft einsetzt. Wiederholt haben wir tagelang in Phokäa gelegen und vergebens eine zwei- bis dreistündige Stille abgewartet, um diesen Golf passieren zu können. Wiederholt haben die Offiziere mit dem Enterbeil am Heck gestanden, jeden Augenblick gewärtig, die Tauen des Schleppkahns kappen zu müssen, aber das Glück blieb uns hold. Früher hatten wir auf dem regelmäßigen aber teuren Wege über Triest versandt; jetzt, da das Figürliche bereits in Berlin war und fast nur Architektur und Inschriften expediert wurden, zogen wir den billigeren Weg über Rotterdam und Hamburg vor, von wo die Kisten auf Flußschiffen bis Berlin, also von Dikeli bis zum Königlichen Museum ganz zu Wasser gelangten...

Bevor ich Pergamon verließ, hatte ich unser gesamtes Werkzeug in ein Magazin gebracht, den Kavassen Mustafa mit Genehmigung des Wali als Wächter auf der Burg installiert und zur größeren Sicherheit gegen etwaige Verschleppung den Weg zur Burg an mehreren Stellen durchschlagen und unbenutzbar gemacht. Denn die Verwüster unten in der Stadt, Türken und Griechen ohne Unterschied, warteten nur darauf, die neu freigelegten Marmorblöcke für ihren Hausbedarf zu verwerten. Vom 12. bis 16. fuhr „Loreley“ wieder und brachte 26 Kisten....

Noch 4 Fahrten machte die „Loreley“, und brachte am

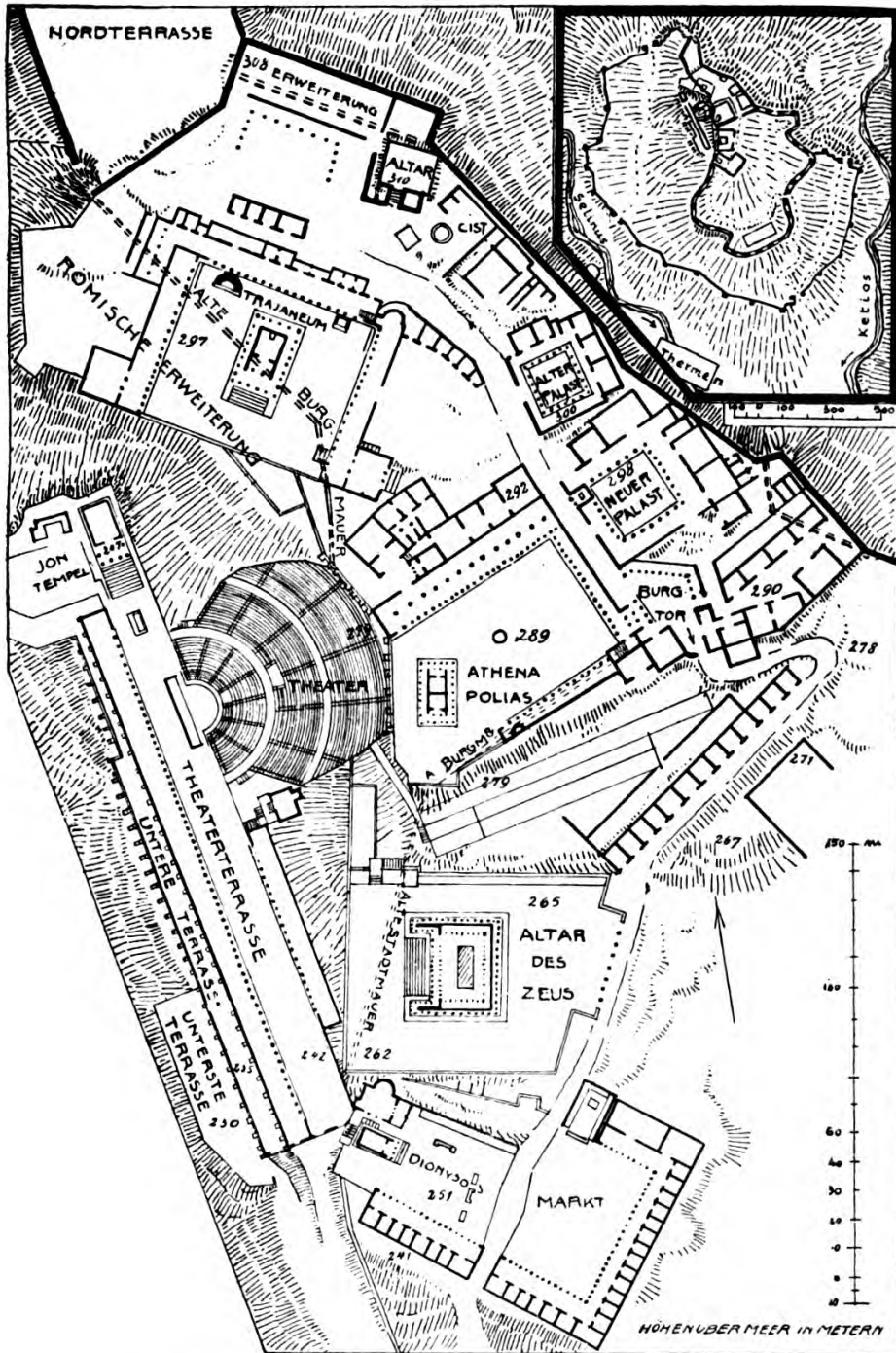


Abb. 10. Gesamtplan der Hochburg nach den Ausgrabungen 1886

16. April mit ihrer im ganzen zehnten Fahrt die letzte Kiste nach Smyrna.

Der Abschied von den liebgewordenen Freunden und der Mannschaft, die alle bis auf den letzten Mann mit solcher Lust sich der Sache gewidmet, war ein herzlicher und der Wunsch: „Auf Wiedersehen hier zu neuer Arbeit!“ ein gegenseitiger und allgemeiner.

Alle unsere Sendungen kamen glücklich nach Berlin, die letzten Kisten am 3. Juni. Alles in allem sind es 462 Kisten im Gewichte von annähernd 7000 Zentnern, wovon ziemlich genau die Hälfte auf Skulpturen, die Hälfte auf Architektur und Inschriften kommt.

Auch bis zum Schlusse war bei der ganzen Expedition keinerlei eigentlicher Unglücksfall vorgekommen, weder bei Menschen, noch Tieren, noch Marmoren; nur eine Kiste fiel beim Verladen in Dikeli ins Meer, kam aber unbeschädigt wieder heraus. Auch dies war Glück, zumal in Anbetracht des unbeholfenen lebenden Materials, mit dem die Arbeit gemacht werden mußte.

Ein Überblick des Gewonnenen ergibt 94 größere Platten der Gigantomachie, dazu die drei schon früher dem Museum gesandten Platten und das Stück aus Konstantinopel. Das ganze Bild der Gigantenschlacht hatte bei einer Länge von 135 Meter und 2,30 Meter Höhe einen Flächeninhalt von rund 300 Quadratmetern; unsere Funde ergeben 120 Quadratmeter. Rechnen wir dazu gewiß reichlich 2000 größere und kleinere Fragmente, sowie die sich von selbst füllenden kleinen Lücken, so kommen wir auf rund 180 Quadratmeter oder drei Fünftel des Gesamtwerkes.

Von der Telephos-Serie sind 35 Platten gefunden und etwa 100 Fragmente, ferner Einzelstatuen, Büsten, zwei Altäre oder Basen, Pferde und anderes. Gefunden sind ferner etwa 130 Inschriften.

Nach Berlin geschafft wurden auch sämtliche Stücke des großen Hauptgesimses, soweit sie Götternamen oder technische Besonderheiten zeigten. Dann wurde eine, der Inschrift nach von Attalos dem Zweiten erbaute Exedra, welche bis auf die zugrunde gegangenen Bronzestatuen, die sie einst schmückten, so gut wie vollständig unweit des Trajaneums aufgefunden wurde, mitgenommen, sowie eine Fülle architektonischen Materials, sowohl von dem Altarbau und aus dessen Umgebung wie vom Augusteum und vom Gymnasium.

Mein Zauberspruch beim Beginne der Arbeit hatte gewirkt. Das Werk ist gediehen zu Glück und Segen, zu Gewinn für Kunst und Wissenschaft, zur Freude unseres Kaiserhauses, zur Ehre des deutschen Namens und zum dauernden Schmucke des vaterländischen Museums.

Wie ich selbst mein Herz an das Unternehmen gesetzt habe, so habe ich aus alle den unverdienten Ehren, die man mir in Berlin erwiesen hat, in allen Sphären einen Zug der Herzlichkeit durchgeföhlt, der mir für das ganze Leben die liebste Erinnerung bleiben wird. Nur eine Sorge habe ich dabei gehabt, daß man nicht übersehen möge, wie ich in der langen Kette von Männern, welche mitgewirkt haben, doch nur ein Glied gewesen bin, und an dieser Stelle möge es mir gestattet sein, meinerseits vor allem meinem Freunde Conze für alles, was er getan, den persönlich wärmsten Dank zu sagen. Er ist nach meiner doch etwas maßgebenden Ansicht der eigentliche Durchführer des glücklichen Unternehmens gewesen.

A. Conze: Nachwort zum 1. Berichte

Das größte Hauptziel unserer Ausgrabungen und sonstigen Arbeiten in Pergamon war das Prachtmonument des Altarraumes gewesen; das Trajaneum und das Gymna-





Abb. 11. Pergamon-Museum, Berlin. Blick von der Oberstufe des wiederhergestellten Treppenaufgangs nach abwärts

sium waren hinzugekommen, aber als die Tätigkeit einmal im Gange war, sah man sich unwillkürlich immer weitergezogen. Wir bewegten uns ja auf dem Platze einer der bedeutendsten Städte der hellenistisch-römischen Zeit, von deren Resten immerhin manches den Verwüstungen der Nachwohner standgehalten hat und viel mehr der Boden sichtlich noch birgt, ohne daß eine genügende technische und wissenschaftliche Untersuchung auch nur an einer einzigen Stelle bis dahin durchgeführt worden wäre. So war es unwiderstehlich lockend, außer dem, was uns zunächst beschäftigte, und wirklich erledigt werden mußte, durch Betrachtung, durch rasche messende und photographische Aufnahmen, auch durch kleine Versuchsgrabungen sich über die Möglichkeit weiterer Resultate an andern Stellen zu orientieren. Neben unserer nächsten Aufgabe schwebte uns bald eine umfassende Endaufgabe vor, der wir wenigstens vorbereitend schon jetzt zustreben konnten und welche den Vorsatz nährte auf lange hin, wie es uns gegeben sein möchte, Pergamon nicht außer Augen zu lassen. *Das topographisch-monumentale Bild der alten Stadt in den verschiedenen Phasen ihres Bestehens ist in festeren Zügen als frühere Zerrbilder und Skizzen es bieten, nach und nach herauszuarbeiten...*

III. Zweiter Bericht Humanns, 1880/81

... Das älteste Burgheiligtum war der Tempel der Athena Polias, um welchen sich nach und nach eine Menge Denkmäler gruppiert haben mußten; auf die Polias und ihr Heiligtum bezogen sich viele der gefundenen Inschriften; — wollte man je zur Erkenntnis der ganzen Burganlage kommen, so mußte man vor allem die Lage des Polias-Tempels kennen. Vermutet wurde von uns allen, daß er auf dem Plateau mitten zwischen dem Altar und dem Trajaneum gestanden haben müsse; aber dort war nur Rasen und Gestrüpp und der Tempel blieb zu suchen.

Der Firman, des Inhalts, daß dem Königlich Preußischen Museum für ein ferneres Jahr die Erlaubnis gegeben sei, auf der Burg von Pergamon nach Altertümern zu graben, wurde dem Kaiserlichen Botschafter am 31. Juli 1880 vom türkischen Unterrichtsminister übergeben. Zwei Tage vorher war ich aus Deutschland nach Smyrna zurückgekehrt; am 6. August bereits wurde mir der neue Firman vom Kaiserlichen Konsul daselbst übergeben, und von dem Minister von Puttkamer erhielt ich wiederum den ehrenvollen Auftrag, die technische Leitung der Arbeiten zu übernehmen, hierbei, wie früher, nach Direktor Conzes Dispositionen zu handeln, während die Mitwirkung des Regierungsbaumeisters Bohn als Architekt gesichert wurde.

Ich engagierte wieder dieselben bewährten Aufseher, die wir früher gehabt, Jani Laludis und Jani Samothrakis, und sandte den letzteren schon am 7. August nach Pergamon voraus, um das gesamte deponierte Werkzeug in guten Stand zu setzen, den Burgweg von den Verhauen zu befreien und alles für den Beginn der Arbeiten vorzubereiten. Am 21. August reiste ich nach Mytilene, setzte von da nach Dikeli über und langte am 22. August in Pergamon an, wo ich ein ziemlich geräumiges Haus mietete und wie früher einrichtete. Als türkischer Kommissar wurde ein gewisser Husni-Effendi, ernannt, ein früherer Bürgermeister des benachbarten Ortes Tschandarlik. Als er später von Midhat-Pascha zum Polizeichef in Smyrna ernannt wurde, trat Hadji Achmed-Effendi an seine Stelle, ein verständiger bescheidener Mann, der dann bis zum Schlusse bei uns blieb.

Meine Aufgabe war, in erster Linie überall da zu suchen, wo noch etwa Teile vom Altarbau, namentlich der Gigantomachie angehörige, vermutet werden könnten, dann nach ferneren Stücken der so hochwichtigen Inschriften der Schlachtenmonumente zu graben, den Standort dieser Monumente womöglich zu finden und ganz besonders dem Tempel der Athena Polias nachzugehen.

Am 24. August stand ich, als die Sonne aufging, mit 60 Arbeitern auf dem Altarplatze und wieder, wie vor zwei Jahren, eröffnete ich im Namen unseres Kronprinzen die Arbeit... (Ziemlich vergebliche Suche im Osten und Westen des Altars.)

Außer den um den Altar sich gruppierenden Arbeiten war vom 24. August ab auch ein anderes, ganz neues Feld in Angriff genommen, wo die nächste Absicht auf die Auffindung weiterer Inschriften der Schlachtenmonumente gerichtet war, zugleich aber auch der Gedanke uns be-

schäftigte, dem Standort derselben und dem des Athentempels auf die Spur zu kommen. Es handelte sich um den südlichen Teil der obersten, von der byzantinischen Mauer umschlossenen Burgkrone, der zwischen dem Altarbau und dem Trajaneum liegt... Zunächst wurde damit begonnen, die Mauern abzutragen, da sie viele Marmorplatten enthielten, die auf Inschriften schließen ließen. Zwölf Mann begannen mit dem Abbruch des polygonen Eckturms, und als sich die Arbeiter im Laufe der zweiten Woche vermehrten, wurde auch der mittlere Teil der Mauer in Angriff genommen...

Das Feld unmittelbar nördlich dieser Mauer, in durchschnittlich 290 Meter Seehöhe, war ziemlich eben, mit geringen Undulationen; einige byzantinische Trümmer von anscheinend kleinen Bauten ragten hier und da, das Gestrüpp und den Rasen durchbrechend, hervor... Es war so gut wie gar kein Anhalt da, und daher wurden zunächst einige Tastungen ausgeführt. Das Resultat war in allgemeinen Zügen, daß sich nördlich von dem polygonen Eckturm bei einem Meter Abtrag der Fels fand, daß östlich davon nur etwas über einen Meter Schutt lag, darunter der gewachsene Boden. In der Mitte des Platzes stieß ich auf den marmornen Fußboden einer byzantinischen Kirche mit vielen Gräbern, nach Norden zu aber wurde überall mindestens 2 bis 3 Meter Schutt konstatiert, ohne daß der alte Boden erreicht wurde; östlich der Kirche hingegen fand sich in geringer Tiefe ein wohlerhaltener, mit gewöhnlichen Steinplatten gut belegter Fußboden in dem Hofe des Trajaneums, womit der erste fest zu verfolgende Anhalt gegeben war. Bald indes zeigte sich, daß weiter nach Osten zu der Plattenbelag vor einer niedrigen Mauer aufhörte, die, wie sich später ergab, die Fundamentierungsmauer der Stufen der Oststoa war...

Das Verfolgen des Plattenfußbodens nach Norden ging sehr langsam, weil der Schutt sich mehrte und die Entfernung bis an den Westabhang, wohin er zu karren war, an 70 Meter betrug...

Am 30. September fand sich am Nordrande des Platzes die erste feste Spur der dortigen Stoa: eine fest an ihrem ursprünglichen Platze liegende Marmorstufe; unter dieser fand sich eine andere Marmorstufe und davor Plattenfußboden in gleichem Niveau mit dem im Osten gefundenen. Auf dem Fußboden aber lagen in geringer Entfernung voneinander drei Marmorplatten, auf denen in flachem Relief Waffenstücke dargestellt waren; zwei andere Platten waren in die unmittelbar auf den alten Plattenbelag gesetzten Fundamente einer byzantinischen Anlage, die wahrscheinlich zu der oben genannten Kirche gehört hatte, verbaut. Zwischen den Reliefplatten lagen zerbrochene jonische Säulen, die jedoch am unteren Ende nach zwei Seiten einen der Höhe der Platten entsprechenden Ansatz hatten; ja, auf die eine Säule reichte sogar die Spitze des Oxshornes eines im Relief dargestellten Feldzeichens herüber, so daß sich hier mit voller Sicherheit der direkte Anschluß ergab. Unterlags- und Deckplatten des Reliefs, wie sie an der Säule vorgearbeitet waren, fanden sich ebenfalls sofort hinzu, und somit war es unverkennbar, daß diese Marmorplatten mit ihren Waffenreliefs als Brüstungen zwischen je zwei Säulen gestanden hatten. Eine jede Brüstung war 2,06 Meter lang, 0,84 hoch und bestand bald aus zwei, bald aus drei Reliefstücken. Auf die Nachricht hin schrieb Conze sofort, daß sich die Anlage einer Halle ergeben würde, und als Bohn später kam, war er so glücklich, die ganze Architektur einer zweigeschossigen Stoa aus den Trümmern rekonstruieren zu können.

So war doch der September nicht abgelaufen ohne uns

die ersten Anzeichen eines neuen monumentalen Werkes in die Hände zu geben...

Die weiteren Aufdeckungen waren keine schüchternen Versuchsarbeiten mehr, sondern mit voller Kraft ging es der Aufklärung eines großen Zusammenhanges entgegen...

Ehe der Oktober zu Ende ging, waren die im rechten Winkel aufeinandertreffenden Stufen der Nord- und der Osthalle klargelegt.

Im ganzen 16 Platten der Waffenreliefs fanden sich hier, ferner ein großes unversehrt erhaltenes Kelchkapitäl, dem später noch ein zweites folgte, mehrere wichtige Inschriften (am 30. Oktober kopierte ich die fünfundfünfzigste) und noch Fragmente verschiedener Skulpturen wurden im Oktober gefunden. Die Erdarbeiten schritten in der ganzen Breite des Platzes nach Süden vor; und Ende des Monats war die größere, die nördliche Halle erledigt. Ein byzantinischer Kirchenfußboden blieb liegen, die ihn umgebenden, ziemlich liederlich aufgeführten Fundamentmauern wurden indes abgebrochen; in ihnen saßen die meisten Inschriftsteine, darunter auch die große runde Basis eines Standbildes, welches Attalos II. seiner Mutter Apollonis errichtet hatte.

Um weiter nach Norden zu einige Klarheit zu erhalten, wurde ein 5 Meter breiter Quergraben gezogen; er legte den als Fußboden geglätteten Fels frei, der etwa 0,80 Meter höher lag, als der Boden des Hofes. Dann stießen wir auf eine Mauerecke, die rechts, also östlich, den einige Meter hochragenden Felsen umschloß; zur Linken, westlich, entwickelte sich ein Gemach, dessen Fußboden, ebenfalls gebneter Fels, wiederum um eine Stufe höher lag... Die erwähnte Mauerecke aber war die Rückwand der Halle. Wir deckten sie später in ihrer ganzen Länge auf und es

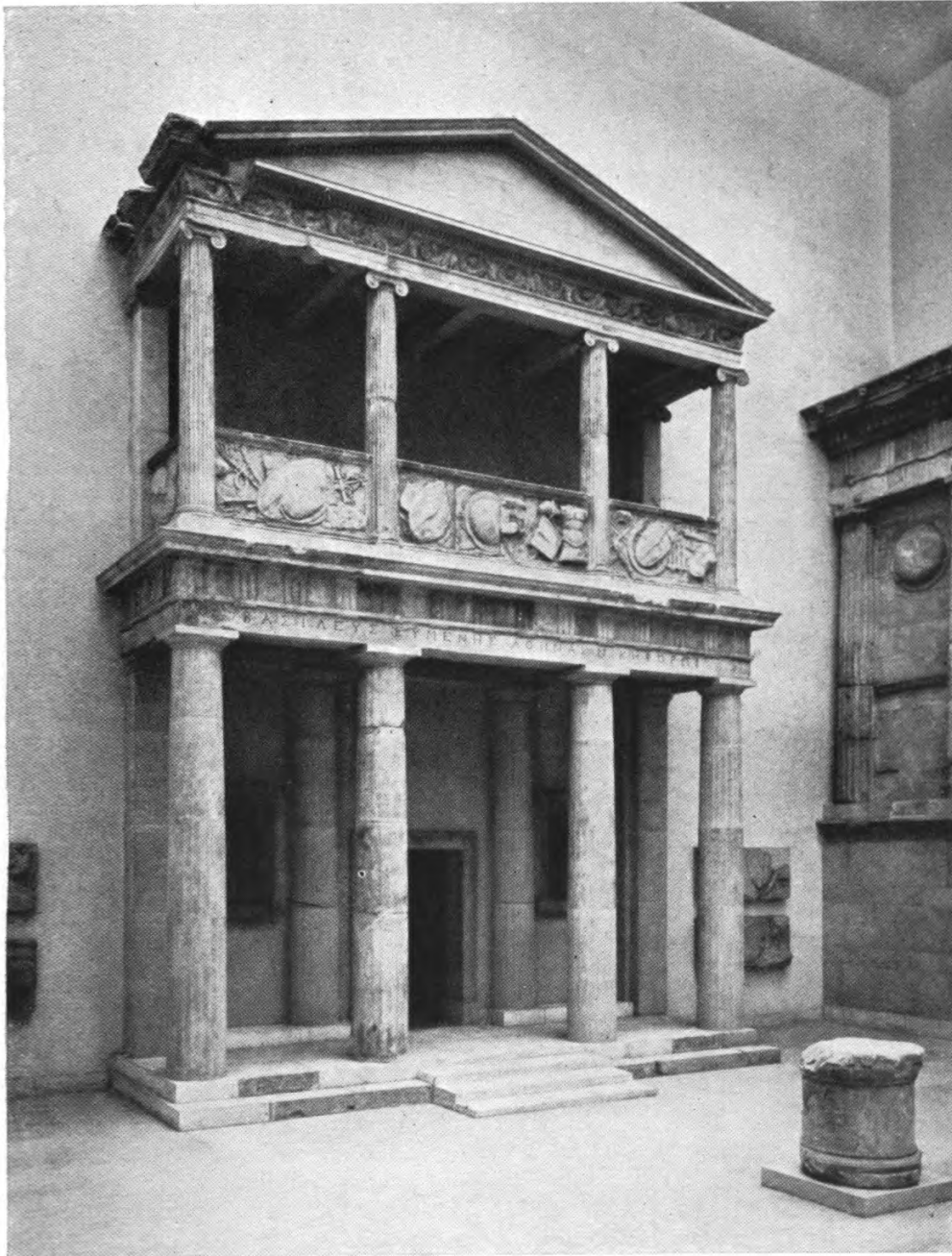


Abb. 12. Vorhalle des Athenabezirks mit Waffen-Friesrelief.
Wiederaufbau im Pergamon-Museum, Berlin

zeigte sich, daß sie hinter ihr höher anstehenden Fels verkleidete.

Hier wurden uns auch ansehnliche statuarische Funde zuteil. Mitten im Schutte, der das Gemach etwa 3 Meter hoch füllte, fand sich am 20. Oktober eine bekleidete weibliche Statue von üppiger Fülle der Gestalt und feierlicher Haltung, leider ohne Kopf und Arme. Vierzehn Tage später kam ebenda auf dem Boden liegend eine Athenastatue von sehr sorgfältiger Durchführung und bis auf den Kopf und die Arme von guter Erhaltung zum Vorschein; neben ihr lag der linke Arm und einige Fragmente des Halses. Über und neben den Statuen fanden sich noch eine Menge kleiner Mosaikstückchen im Schutte, teils Blumen, teils architektonische Zierate darstellend, auch bemalter Putz lag umher.

Beide Statuen etwas über lebensgroß, fesselten, nachdem ich sie nebeneinander auf die Hallenstufen gestellt hatte, jedermanns Blicke.

In dem langen Graben vor den Stufen der Nordstoa hatte ich also die Reihe der Waffenreliefs gefunden, auf den ersten Vorstoß nach Norden waren die beiden Statuen hervorgekommen. Zu welchen Hoffnungen berechtigte da nicht die Schuttmasse, die den Hof noch $1\frac{1}{2}$ —3 Meter hoch bedeckte, und die weit größere, welche 4—6 Meter hoch bei 40 Meter Länge und unbekannter Tiefe nach Norden zu stand!...

Ein riesiger, behelmter, leider stark geschundener Athenakopf kam mitten auf dem Hofe zum Vorschein, aus dem Schutt aber, der die Nordhalle bedeckte, schälten wir eine Anzahl kaum halb lebensgroßer Torsen heraus, sowie Arme und Beine ähnlicher Proportion. Einen sehr schönen kämpfenden unbärtigen Herkules konnte ich hieraus an Ort und Stelle fast ganz zusammensetzen, desglei-

chen einen sehr muskulösen schwächtigen Mann, der in höchster Anstrengung mit einem Beine hoch auftritt und vorgebeugten Leibes die Arme vorstreckt; ferner gehörte dazu ein auf dem Felsen ruhend gelagerter Mann und vielleicht eine bekleidete an einem Pfeiler gelehnte Frau. Dieses alles und weitere Bruchstücke entwickeln sich hoffentlich noch in der Werkstatt des Berliner Museums zu einem verständlichen Zusammenhang.¹ Wie hätte ich bei diesen Funden nicht an die von Brunn als Teile des attischen Weihgeschenks in Athen wiedererkannten Statuen ähnlicher Proportion denken können und an die hohe Wichtigkeit solcher Stücke für die Geschichte der Plastik!

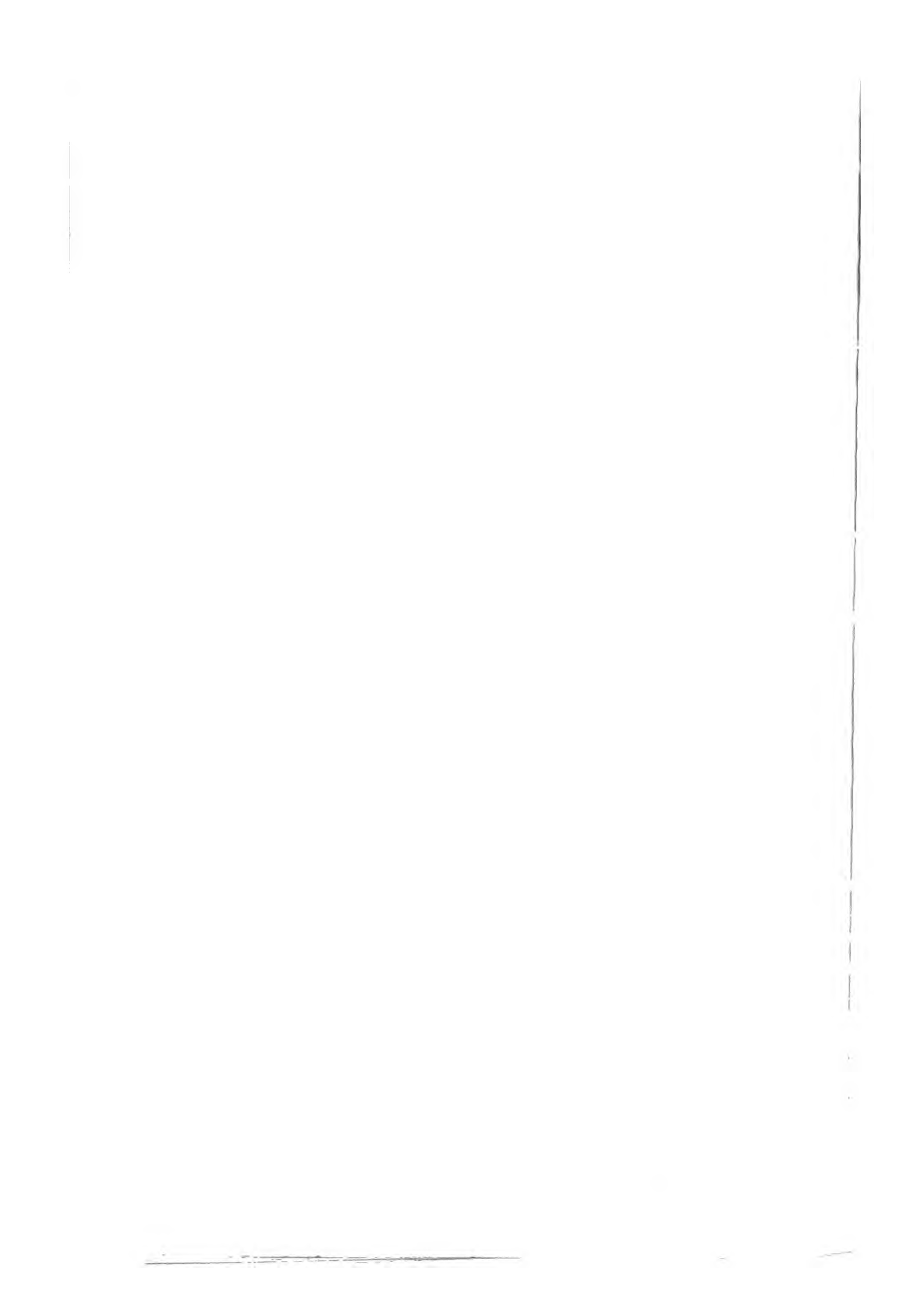
Noch mehr! Hoch oben auf dem Schutte, nahe der Nordostecke, kaum mit Erde bedeckt, lag eine Riesenstatue der Athena, 2,60 Meter hoch (Abb. 13). Ihr Kopf, der mit dem Halse eingesetzt gewesen war, fehlte, wenn nicht der vorhin erwähnte große behelmte Kopf zu ihr gehört, wie vielleicht auch mehrere unweit gefundene mächtige Stücke von Ober- und Unterarmen. Als der Kaiserliche Gesandte in Athen, Herr von Radowitz, der warme Freund unserer Arbeiten, eines Tages so gütig war, die Photographie der im vorigen Jahre in Athen gefundenen kleinen Nachbildung der Athena Parthenos des Phidias zu senden, zeigte es sich, daß unsere Kolossalstatue ebenfalls auf jenes berühmte Original zurückgeht.

Die Statue hatte vor dem großen, hoch auf dem Felsen gelegenen Gemach gelegen. Bohn fand später beim Reinigen mitten vor dessen Rückwand das Fundament eines Standbildes, erkannte auch in einer dicken, mit kleinen Gewandfiguren in Relief versehenen, stark beschädigten Platte die unmittelbare Unterlage der Statue und wies so-

¹ Vgl. dazu Band VII der *Altertümer von Pergamon*, Die Skulpturen, von Franz Winter.



Abb. 13. Athena Parthenos des Phidias.
Marmorkopie der pergamenischen Königzeit in der Bibliothek



mit dieser Athena ihren ursprünglichen Aufstellungsplatz an¹...

Wenig genug war es immerhin, was uns noch von der Fülle von Statuen jeder Art in die Hände fiel, von denen nur noch die aufgefundenen Postamente Zeugnis ablegten. Soweit sie von Metall gewesen, war ihr Verschwinden ja erklärlich; von ihnen fanden wir nicht mehr als einige Bronzefinger und kleine Stücke von Gewandung. Sonst wurden an Metall nur einige hundert Kupfermünzen gefunden. Wohin waren aber alle Marmorstatuen gekommen? Ehe ich den Schutt am Westabhange hinunterstürzte, hatte ich einen großen Teil dieses Abhanges vorher gereinigt, aber auch da nichts etwa Hinabgefallenes gefunden. Und doch mußten wir das Gefundene immer noch dankbar begrüßen; denn während es z. B. Bohn später kaum gelang, die Elemente eines zweisäuligen Systems der Halle vollständig zusammenzubringen, ja während sich von den etwa 40 jonischen Kapitälern der Stoa nicht eins fand, ist uns dennoch von den dünnen und also verhältnismäßig leicht zu zerschlagenden Waffenreliefs etwa ein Fünftel in einer Länge von über 20 Meter erhalten geblieben. Auch die Architektur einiger allerliebster Nischenmonumente hat sich trotz ihrer Zartheit so weit erhalten, daß ihre Rekonstruktion möglich sein wird.

Das Wetter hatte uns bis zum Jahresschluß im ganzen begünstigt, wir hatten nur zwei bis drei Regentage gehabt und in der zweiten Dezemberwoche eine plötzlich eintretende heftige Kälte, bei der das Thermometer unter Null sank. Sie wich aber gleich darauf wieder milderer Witterung, die bis in den Januar hinein dauerte. Schlim-

¹ Conze hat nachher diese Räume unmittelbar hinter der Nordhalle als die berühmte Pergamenische Bibliothek erweisen können. Vgl. „Altertümer von Pergamon“ Band II (R. Bohn).

mer war, daß in diesem Herbst das Wechselfieber wieder epidemisch auftrat und uns alle mehr oder minder heftig mitnahm. Kam es doch einmal vor, daß ich und beide Arbeitsaufseher auf der Burg vom Fieber geschüttelt wurden.

In den letzten Dezemberwochen wurden die Arbeiter auf 34 beschränkt, ich ging zum Weihnachtsfeste nach Smyrna, wo dann auch Bohn aus Berlin willkommen zur Mitarbeit eintraf. Am 31. Dezember reiste er nach Pergamon, wohin ich ihm bald wieder folgte.

Der Januar 1881 war den Arbeiten nicht günstig. Der 6., 7. und 8. waren die griechischen Weihnachtstage und brachten Regen dazu; ebensowenig konnte am 12., 13. und 14. des Regens wegen gearbeitet werden, am 15. und 17. nur teilweise; der 18. und 19. waren wiederum griechische Feiertage, am 20. machte der Sturm die Arbeit unmöglich, am 21. Sturm und Regen, und am 24., 27., 28., 29. und 31. Schnee und Regen. Rechnet man noch die selbstverständlich ausfallenden Sonntage ab, so blieb wenig wirkliche Arbeitszeit und es wurde nicht viel gefördert, trotzdem wir von der zweiten Januarwoche ab wieder über 70 Arbeiter verfügten. Wir waren denn auch nur an zwei Stellen tätig, um nicht bei der Unregelmäßigkeit, welche die Witterungsverhältnisse mit sich brachten, auch noch die Kräfte zu zersplittern... (Ausgegraben wurde erstens nördlich von der Bibliothek die Wohnung des Bibliothekars; zweitens am Südrande der Oststoa das Propylon des ganzen Athenabezirkes.)

Hoherfreuliches brachte uns aber der Februar. Bohns Aufgabe, die Architektur durch Vermessen, Aufnehmen und Kombinieren zu bearbeiten, erforderte namentlich auch äußerst genaues Untersuchen des Bodens. Nachdem zuerst nur der Hauptschutt entfernt worden war, wurde

ein sorgfältiges Putzen von auserlesenen Arbeitern unter steter persönlicher Aufsicht vollzogen. Schon war es Bohn gelungen, in der Nordhalle die Standplatten der inneren Säulen zu erkennen, versprengte Stufen nach Maßgabe der Dübellöcher wieder an ihren ursprünglichen Platz zu legen, auf der obersten Stufe die für die vordere Säulenstellung leicht vorgerissenen Kreise zu finden und nach und nach ziemlich den ganzen Aufbau der Halle zu rekonstruieren. Spuren der Postamente, welche unmittelbar vor den Stufen der Halle gestanden hatten, kamen zum Vorschein, und wurden von Bohn in Anbetracht ihrer starken Längsausdehnung mit den sogenannten Schlachtenmonumenten in Verbindung gebracht. Als das sorgfältige Putzen auch nach Süden des Platzes hin ausgedehnt wurde, war Bohn endlich so glücklich, das Fundament und von da aus weiter beobachtend und schließend die hauptsächlichen Werkstücke des Athenatempels wiederzuerkennen.

Damit hatte eine wichtige Aufgabe dieser Kampagne ihre Lösung gefunden; das Gelingen erregte in Berlin große Freude. Doch drang man dort wiederholt darauf, als die Hauptsache die gänzliche Durchforschung der Umgebung des Altarbaus nach Skulpturresten nicht zu lange zurückzusetzen und demgemäß wurden im Februar wieder zehn Mann auf die byzantinische Mauer und zehn Mann auf die große westliche Terrasse unterhalb des Altarplatzes gestellt. Ehe ich jedoch zu den erfreulichen Ergebnissen dieser Arbeiten übergehe, für welche wir die ganzen Sommermonate hindurch bis zum Ablaufe des Firmans die Hauptarbeitskraft vereinigten, will ich erst noch das wenige, was über die Arbeiten oben am Athenaheiligtum zu sagen bleibt, erledigen.

Im Februar konzentrierte sich die Hauptarbeit am obersten Burgtore... Es wurde fast Mitte März, bis der antike

innere Torhof, dann aber auch ganz frei dalag. Nunmehr zeigte es sich, daß das byzantinische Tor, selbst wieder tief verschüttet, sich genau auf der Stelle des antiken Tores gehalten hatte; aber zwischen der antiken und der späteren Torschwelle hatte etwa ein Meter Schutt gelegen. Von der antiken Torschwelle an sah man jetzt das Pflaster, fast intakt erhalten, langsam nach Norden und Westen bis zur Osthalle steigen... Es läßt sich erkennen, daß sich der große Burggang in zwei Arme teilte, deren einer durch die Osthalle, durch eine Propyläenanlage (Abb. 12) daselbst, auf den Platz um den Athenatempel führte, während der andere an der Rückwand der Osthalle hinauf und zwischen dieser und der Zisterne hindurch zum Trajaneum und überhaupt zur höchsten Stelle der Burg führte. Wo der Plattenbelag verschwunden ist, läßt die Felsbearbeitung den Verlauf des Weges dennoch erkennen.

Das dergestalt aufgedeckte antike Tor selbst zeigte sich nur etwas über 3 Meter breit, gebildet von einfachen glatten Quadermauern, die, soweit sie noch stehen, nämlich in 0,50—1,50 Meter Höhe, ohne jeglichen architektonischen Schmuck sind. Die beiden Mauerflügel, die das Tor bilden oder, besser gesagt, die Wand, die von der Türöffnung durchbrochen wird, war ursprünglich nur 1,15 Meter dick, wurde aber in späterer Zeit nach innen zu bis zur Gesamtdicke von 2,70 Meter verstärkt...

Der März hatte uns im Ganzen das gebracht, was man in Deutschland Aprilwetter nennt: warme Tage, Schneegestöber, kalte und klare Luft, Gewitter, Nordsturm, Südsturm, alles in täglichem Wechsel. Die Arbeit war indes nur an drei Tagen ganz und an drei Tagen teilweise unterbrochen gewesen; die Zahl der Arbeiter hatte sich in diesem Monat auf durchschnittlich hundert belaufen.

Der April begann mit warmen Frühlingstagen, in denen

sich die Burg bald mit einem bunten Teppich von Anemonen bedeckte; jedoch gegen den zehnten des Monats schlug das Wetter um; wir hatten gegen alle Regel kalten Nordsturm, der bis zum zwanzigsten währte, wo sich der Sommer dann aber auch endgültig einstellte; nur noch einzelne Regenschauer mischten sich ein. Weniger das Wetter als die griechischen Ostern mit allen darumhängenden Feiertagen hielten im April das Fortschreiten der Arbeiten auf. Auch im April hatten wir durchschnittlich hundert Arbeiter.

Die ersten Maiwochen brachten das denkbar beste Arbeitswetter, warme lange Tage; der Boden ist um diese Zeit durchfeuchtet, man hat nicht mit Wind und Staub zu kämpfen. Nur um Mitte Mai stellte sich Südsturm mit einigen regnerischen Tagen im Gefolge ein, doch ging die Arbeit dabei ihren Gang, bis wieder ein neues Hindernis sich bemerkbar machte. In den beiden ersten Maiwochen hatten wir noch hundert Arbeiter, die Zahl sank dann aber infolge der beginnenden Gerstenernte auf 65–70...

Nunmehr, wo der Schluß der Arbeiten näher heranrückte, nahm der unter dem westlichen Steilrande des Altarplatzes gelegene Abhang unsere ganze Kraft in Anspruch.

Als ich im September 1878 die erste Abräumung des Altarplatzes begann, stand ich einem Unbekannten gegenüber. Alles, was uns jetzt klar vor Augen liegt, war noch zu finden. Die ganze Aufmerksamkeit und die für das ganze Unternehmen entscheidende Arbeit konzentrierte sich oben, wo die ersten Skulpturplatten gefunden waren, wo das Fundamentmauerwerk des Altars erst nach und nach hervortrat. Dort oben lag die Entscheidung, dort schöpfte ich aus dem Vollen, die Sorge um den Abfall konnte mich unmöglich an erster Stelle kümmern. Bei

nicht unbegrenzter Zeit und nicht unbegrenzten Mitteln war es geboten, die Hauptsache mit möglichster Beschleunigung ans Licht zu stellen. Bei diesen dringendsten Arbeiten konnte der Schutt nur den naheliegenden steilen Abhang hinabgeworfen werden. Es wurde auf diese Weise eine ähnliche Lage geschaffen, wie am südlichen Burgabhange von Athen. Wie man dort schließlich genötigt gewesen ist, die von der Höhe herabgeschütteten Erdmassen wieder zu beseitigen, um das Asklepieion aufzudecken, so konnten auch wir uns dem nicht entziehen, um zu finden, was etwa von Teilen des Altars und seiner Skulptur hier im Westen herabgestürzt sein mochte, nicht so sehr in die äußerste Tiefe, als auf eine große Terrasse, die sich in mehr als 20 Meter Breite am Westhange der Akropolis erstreckte. Diese Terrasse lag in 242 Meter Seehöhe, also volle 20 Meter unter dem Altarplatze. Die Schutthalde bedeckte sie jetzt ganz und gar und der obere Rand der Halde war weit von dem Westrande des Altarplatzes vorgerückt. Die deckende Masse mochte im ganzen an 12000 Kubikmeter betragen.

Zunächst hatte ich, schon Mitte des Winters beginnend, einen Graben von West nach Ost durch den Schutt schlagen lassen, um zu erkunden, ob es wirklich lohne, diese schwere Arbeit, bei der erst am Schluß Gewinn zu hoffen war, zu unternehmen. Der Graben wurde bis auf den Grund der Terrasse geführt, fand auf 21,70 Meter Entfernung von ihrem Westrande eine Stützmauer, dann oberhalb derselben ziemlich schroff ansteigenden Fels. Zum Glück war der Schutt so kompakt, daß eine seitliche Abrutschung bei dieser Arbeit nicht vorkam. Das Resultat waren sechs kleine Gigantomachiefragmente und eine Inschrift. Ich zauderte, offen gestanden, nach diesem Resultate, die Arbeit des gesamten Abtrags zu unternehmen und

glaubte Zeit und Mittel anderwärts mit mehr Vorteil verwenden zu können. Aber die Anordnungen auf Durchführung der Arbeit waren bestimmend, und wie sehr sie recht hatten, lehrte der Erfolg.

Am 9. Mai wurde der Abtrag der Schutthalde mit größeren Kräften ernstlich begonnen, und zwar, durch den bereits vorhandenen großen, das ganze in zwei Teile scheidenden Graben bedingt, in zwei Abteilungen. Zunächst wurde etwa 6 Meter unter der Oberkante des Schuttes ein horizontaler Pfad in den Abhang geschlagen, der vom genannten Graben an, einerseits nach Norden, andererseits nach Süden lief, und nun das Abkarren des über dem Niveau dieses Weges liegenden Schuttes nach den beiden genannten Himmelsrichtungen vorgenommen...

Am 23. Mai fanden sich hoch oben... erste Fragmente der Gigantomachie; ... am 2. Juni fand sich am Felsabhang wieder ein Göttinnenkopf und ein weiblicher Arm, von einer Gigantenfaust umklammert, und bis zum 1. Juli war die Anzahl von Gigantomachiestücken noch bedeutend vermehrt, und zwar waren sie meistens ziemlich ansehnlich groß...

Am 13. Juli fand sich auf dem Boden der Terrasse eine große Relief- und zwar Eckplatte der Gigantomachie: eine Göttin in fliegendem Gewande, nach links gewandt, heftig ausschreitend, dem Beschauer halb den Rücken kehrend und den rechten unten abgebrochenen Arm erhoben.

Dann fand sich der Kopf einer Athenastatue, dann ein Sockelgliedstück mit dem Reste eines Gigantennamens auf ...ΩΡΕΥΣ und darunter den Teil einer KünstlerinschriftNEKPATO... und schließlich fanden sich — fast sämtlich im Süden der Terrasse bis zu mehreren Hunderten Gigantomachiefragmente, manche so groß und bezeichnend,

daß wir sofort ihre Zugehörigkeit an die betreffenden Stücke in Berlin ersehen konnten...

Der „letzte Atem von Roß und Mann“ war darangesetzt worden, um bis Ende Juli die Terrasse bis auf den Grund zu reinigen. Merkwürdigerweise wurden fast alle Funde hier südlich gemacht; erst am letzten Tage, als wäre es, um uns zu necken, schenkte uns der Zufall in der letzten nördlichen Ecke noch ein halbes Dutzend Fragmente von Löwenkörpern und anderes zur Gigantomachie Gehörige und es blieb das Gefühl der Unbefriedigung zurück, daß wir nicht noch 10 Meter weiter nach Norden zu hatten abtragen können.

Die ersten vier Monate der Kampagne war ich allein gewesen, zu Neujahr war Bohn gekommen, zu Anfang Mai hatte auch Conze sein Kommen angezeigt. Durch Unwohlsein aufgehalten, kam er leider erst am 29. Mai an, von uns freudig begrüßt. Die Arbeiter hatten das obere Burgtor bekränzt, den inneren Torplatz, den Tempelplatz und seine Hallenfundamente sorgfältig gefegt und gesäubert, und schwerlich sind alle alten Wallfahrer zum Heiligtum in so gehobener Stimmung gewesen wie wir, da wir jetzt zusammen durchs Tor eintraten und den Gang um den Tempel der Burggöttin machten. Nicht mehr wie früher war der Platz von den byzantinischen Mauern eingeschlossen, sondern unbehindert überflogen die Blicke die blühende Kaikosebene hoch oben von Somah bis an die blaue Bucht von Elaia.

Dann ging's an eifrige Arbeit, Conze nahm genaue Kenntnis alles Aufgedeckten, hielt die Auslese dessen, was ins Königliche Museum aufgenommen werden sollte, kopierte die letztgefundene Hälfte der Inschriften und revidierte die Abschriften der übrigen. Alles in allem kamen 198 Inschriftstücke heraus. Bohn beschleunigte seine De-

tailstudien und Messungen, um bis Mitte August damit fertig zu werden, zu welcher Zeit er sich vorgenommen hatte, auf der Rückreise in Athen an der Attalosstoa noch vergleichende Studien zu machen. Ich selbst nahm die Spezialkarte 1:200 des ganzen oberen Burgplateaus auf, gemeinsam mit Bohn nivellierte ich zuletzt dieses ganze Terrain und wir legten über 1000 Höhepunkte darin fest, wobei natürlich jede Stufe und jeder Mauerstumpf bedacht wurde.

Tres facunt collegium! und dementsprechend gestaltete sich auch unser geselliges Leben wieder einigermaßen wie in der unvergeßlichen Zeit der ersten Ausgrabungskampagne, dieses Mal auch unter Anwesenheit meiner von Smyrna zum Besuche gekommenen Familie. Wenn wir von Sonnenaufgang bis -untergang den Staub und die Sommer-sonne ertragen hatten, wurde eine Partie Whist zur Erholung des Abends nicht verschmäht, wobei allerdings die Tagesreminiszenzen oft genug als vierter Mann mitspielten. Neben Trank und Speise, wie sie die Gegend bietet, erwies sich Dortmunder Löwenbier als sehr probat gegen Staub und Trockenheit.

Am 17. Juni kam auch der Photograph Constantin Athanasiu aus Athen wieder auf eine Woche herüber und nahm 40 Platten mit Ansichten des neu Ausgegrabenen auf.

Schon im Monat Mai hatte die Kaiserliche Botschaft in Konstantinopel darauf hingearbeitet, die gesamten Funde wieder dem Königlichen Museum als Ergänzung dessen, was sich dort bereits befand, zu sichern. Die türkische Regierung verlangte ein kommissionelles Gutachten über die Sachlage und zu diesem Zwecke kam am 10. Juni auf einige Tage Diran-Effendi, der Direktor der auswärtigen Beziehungen bei dem Generalgouvernement in Smyrna,

herüber; mit ihm fand sich als Delegierter des Konstantinopoler Museums Kadri-Bey ein, der den Funden ein lebhaftes Interesse widmete. Heintze, Direktor der Ottomanischen Bank in Smyrna, war auf unsere Bitte zu gleicher Zeit zum Besuche gekommen, und ihm gesellte sich der Kaiserliche Konsul Tettenborn aus Smyrna zu, welcher auch eine Reise nach Konstantinopel nicht scheute, um nach Kräften der raschen Erledigung der Geschäfte Vorschub zu leisten.

Als bereits gegen Ende Juni die Nachricht kam, die Erwerbsverhandlungen in Konstantinopel seien so gut wie erledigt, ließen wir das Zimmern der Kisten beginnen, und da die meisten Sachen auf dem Tempelplatze lagerten, so baute ich ein neues Stück Weg vom oberen Burgtore direkt südlich, übersprang dabei die byzantinische Mauer und ging von da die Mulde hinab bis zum unteren Osttore der Burg. Hier holten dann Bauernwagen die leichteren Kisten ab, und nur die schwersten mußten wir ganz bis an den Bergesfuß schleppen. Im ganzen wurde damit eine große Ersparnis erzielt. Ich hatte die Einrichtung getroffen, daß jedesmal bei Feierabend die Arbeiterkolonne die zwei vorher beladenen Schlitten bis ans Tor hinunterzog. Bei der Steilheit des Weges und da weder rechts noch links abschüssiges Terrain war, ging das unter Hurra und Hallo im Galopp oft in fünf Minuten. Daß dabei keiner unter den Schlitten geraten, ist das merkwürdigste bei dieser Art des Transports. Des Morgens wurden dann die beiden Schlitten von den zu Berg steigenden Arbeitern wieder hinaufgetragen; je acht Mann trugen einen Schlitten.

Am 1. Juli reiste Conze ab und ich begleitete ihn in Privatangelegenheiten bis Smyrna. Dort trafen wir die eben aus Lydien zurückgekehrte österreichische Expedition der Professoren Benndorf und Niemann, und gleich nachher

begegnete ich dort den Amerikanern, welche unter Joseph Clarkes Leitung in Assos die Ausgrabung beginnen wollten, verkehrte auch mit Reinach, welcher die französischen Ausgrabungen bei Myrina und Kyme leitete. Dieser archäologische Verkehr zeigt deutlich, wie Kleinasien mehr und mehr in den Vordergrund der Forschung zu treten begann.

Am 2. Juli war Herr Conze weiter über Athen der Heimat zugereist und ich kehrte bald darauf nach Pergamon zurück, wo inzwischen Bohn der Ausgrabungen gewartet hatte. Ich wartete sehnsüchtig auf die endgültige Nachricht aus Konstantinopel, daß der Erwerb der sämtlichen Funde für uns abgeschlossen sei.

Am 2. August kam dann endlich die telegraphische Nachricht an und zugleich die Anzeige, daß Sr. Majestät Schiff „Loreley“ vom Chef der Admiralität und von der Botschaft wiederum beordert sei, den Transport der Marmore von Dikeli nach Smyrna zu vollführen und daß das Schiff baldigst eintreffen würde.

Sofort begann ich den Transport nach Dikeli und schaffte in wenigen Tagen 70 Kisten hin, worauf mich der Generalgouverneur von Smyrna, Ali-Pascha, ein Mann, der sich übrigens bei jeder Gelegenheit äußerst zuvorkommend gegen uns bewies, bat, mich mit dem Transporte noch etwas zu gedulden, da er selbst noch ohne jede offizielle Benachrichtigung sei. Somit trat abermals eine kleine Pause ein.

Erst am 23. August wurde der Kaiserliche Firman, der die Königlichen Museen in Berlin in den Besitz der gesamten Funde setzte, wirklich angefertigt.

Sr. Majestät Schiff „Loreley“ hatte indessen seit längerer Zeit den Befehl, Anfang September an der unteren Donau zu sein, wo Kommando und Mannschaft abgelöst werden

sollten. Vor diesem Termin den Transport zu erledigen, wie der Kommandant von Wietersheim sehr wünschte, ging nicht mehr, und somit wurde das Kommen der „Loreley“ bis nach der Rückkehr von der Donaumündung verschoben. Es blieb mir also reichlich Zeit, nachdem im August alle Kisten gezimmert waren, ihren Transport nach Dikeli zu bewerkstelligen. Ich konnte den September dazu verwenden.

Am 12. August hatte auch Bohn Pergamon verlassen und ging zu den erwähnten Studienzwecken nach Athen.

Am 30. September traf die „Loreley“ in Smyrna ein. An Stelle Wintersheims war Kapitänleutnant Koch als Kommandant getreten... und auch die ganze übrige Besatzung hatte gewechselt. Auch bei dem neuen Kommandanten wie bei den Offizieren und der Mannschaft fand ich dieselbe Freudigkeit für den Dienst des vaterländischen Unternehmens, die ihre Vorgänger stets gezeigt hatten.

Am 5. Oktober früh fuhren wir mit dem ersten Lastschiff im Schlepptau von Smyrna ab, luden in Dikeli bis Mitternacht 40 Kisten und waren am 6. früh wieder in Smyrna zurück. Am 11., 19. und 23. folgten die weiteren Transporte der im ganzen 120 Kisten...

Mitgenommen wurde ferner zur Wiederaufstellung im Königlichen Museum ein zweisäuliger Ausschnitt vom Aufbau des Athenatempels und ebenso von der Hallenanlage, außerdem vieles vereinzelt an Architekturstücken.

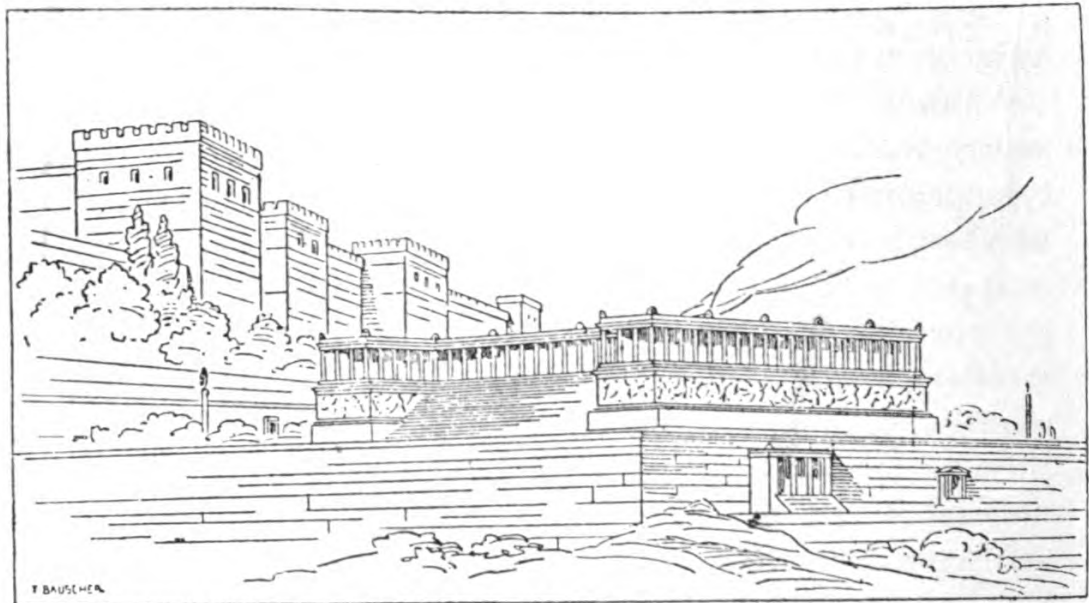
Somit hat die zweite Kampagne in Pergamon erfüllt, was sie erfüllen sollte und noch manches darüber hinaus. Die obere Burganlage ist in ihren wichtigsten Teilen aufgedeckt, der wissenschaftlichen Forschung ist reiches Material neu zugeführt, die Königlichen Museen und die Hauptstadt sind um manchen Schatz bereichert, der die aufgewandten Kosten reichlich aufwiegt. Die Männer, die uns

aussandten, werden befriedigt sein, wenn auch eine Gigantomachie nicht zum zweiten Male gefunden werden konnte.

Während wir über ein Jahr lang arbeiteten, ist eine andere Suche mit der unsrigen Hand in Hand vorwärtsgegangen. In den Museumssälen hat sich Fragment an Fragment, Glied an Glied gefügt, haben sich Figuren und Gruppen gebildet, und Gruppen sind vereinigt zu riesengroßem Ganzen. Was uns in oft freudlosen Tagen und Wochen in Pergamon belebte, das waren die Berichte von daher. Wie ist die Gigantomachie, die immer das Höchste bleiben wird, was Pergamon uns geschenkt, seit Jahresfrist gewachsen an Größe, an Einheit und Klarheit, und wie ist ihr Kunstwert in helleres Licht getreten! Und so werden auch die tausend Fragmente, die wir jetzt bringen, ihren wahren Wert erst in der stillen Arbeit des Museums erhalten.

Liegen aber noch immer die Reste der Gigantomachie in Pergamon? Wahrscheinlich. Sind noch andere Kunstschatze dort verborgen? Sicherlich. Werden wir wieder dort graben? Ich hoffe es.

Smyrna, Ende Oktober 1881.



IV. Aus dem dritten Bericht Humanns über die Ausgrabungen von 1883—1886

Die erste pergamenische Kampagne mit dem sich an sie anschließenden Transportgeschäft hatte vom 9. September 1878 bis in den April 1880 gedauert, die zweite vom 24. August 1880 bis Dezember 1881, und die dritte, von welcher hier berichtet werden soll, vom 18. April 1883 bis zum 15. Dezember 1886. Ich wurde auch dieses Mal von Sr. Exzellenz dem Preußischen Herrn Minister mit dem Auftrage der Leitung der Arbeiten beehrt, und zwar ebenso wie früher, unter Direktor Conzes Direktive und mit Unterstützung des Regierungsbaumeisters Bohn, welcher gleich zu Anfang als mein Stellvertreter zu fungieren hatte.

Am 7. Mai 1883 begann die eigentliche Arbeit wieder mit 28 Mann, die sich am folgenden Tage auf 37 und bis zum Ende der Woche auf 50 mehrten. Sie arbeiteten am Abbruch der byzantinischen Mauer und am Abtrag des

Schuttes westlich unter dem Altarplatze. Ein größeres Stück Platte der Gigantomachie und 65 teils sehr ansehnliche Bruchstücke derselben, sowie mehrere Inschriften waren die Ausbeute gleich der ersten Woche... Am 15. Mai erhielt Bohn einen Genossen in Dr. Ernst Fabricius, der sich um die pergamenische Inschriftenkunde noch sehr verdient machen sollte.

Da die Arbeiter ziemlich zahlreich waren, so ließ Bohn nebst der Hauptarbeit noch einzelne Stellen zur Aufklärung der Stadtbefestigungen aufdecken, eine Arbeit, die bis zum Schlusse beständig im Auge gehalten wurde. Der Mai hatte an Funden hauptsächlich Inschriftreste vom Zeusaltar geliefert, sowie größere und kleinere Fragmente der Gigantomachie. Unter den größeren Stücken befand sich ein von einem Seepferd umschlungener Gigantentorso und einige dazu gehörige Stücke. Erst in der späteren Arbeit im Museum zeigte sich, daß sie an den See-Kentauren auf der Front links von der Treppe paßten und daß sie ferner Teile einer Eckplatte waren. Damit war wieder einmal durch ein verhältnismäßig kleines Stück ein großes Resultat erreicht. Diese neue Eckplatte schloß nämlich eine von einer anderen Ecke beginnende Reihe von sechs Platten (Abb. 11) ab, womit die Breite der Fronten beiderseits der Altartreppe und somit auch die Breite dieser selbst gegeben war...

Die Hauptarbeitskräfte waren im Laufe des August am Abhange zwischen dem Altar und dem Athenaheiligtum vereinigt, einige Mann auch unterhalb des Austrittes der Felsentreppe, welche von dem Plateau neben dem Athentempel als kleiner Tunnel durch den lebendigen Felsen hinabführt, angestellt. Was diese Anlage bezweckte, sollte untersucht werden, und diese kleine Untersuchung wurde folgenreich. Beim Austritt der Treppe fand sich, daß zu-

nächst einige unregelmäßige Stufen sich außen am Felsen abwärts fortsetzten und daß dann der Fels glatt bearbeitet war. Bohn suchte weiter, in der Meinung, hier etwa Terrassierungen zu finden. Am 17. August schrieb er ins Tagebuch: „Der Einschnitt unter der Felsentreppe läßt noch immer keine Terrasse erkennen; wohl aber erscheinen einige Reihen von Blöcken übereinander, weicher Stein, auch einfach profilierte Werkstücke; die geringen Anzeichen erwecken den Gedanken, daß sie die Reste von Sitzstufen sein könnten. Darauf erscheint die Terrasse sofort in einem anderen Licht.“ Wenn hiermit der Wunsch nach weiterer Abräumung nahegelegt wurde, so stutzte man zugleich vor den gewaltigen Hindernissen; denn auf diesem Abhange lag über dem Urschutt noch der ganze Abraum unserer Ausgrabungen aus dem Athenaheiligtum. Hätte ich in der zweiten Kampagne auch gewußt, daß wir einst den westlichen Abhang würden abräumen müssen, so wäre ich dennoch genötigt gewesen, den Schutt hier abzulagern; denn eine zwei- und dreimalige Bewegung desselben war immer noch billiger, als eine Abfuhr nach der Ostseite wegen der dabei zu überwindenden Steigung gewesen wäre. Wir hatten also nichts zu bereuen, besahen aber kopfschüttelnd die ungeheure, auf dem Abhang lagernde Schuttdecke, als mir Bohn bei meiner Ankunft in Pergamon am 22. August ein Stück Graben zeigte, das er von oben hinunter bis auf die Stufen getrieben hatte. Unten auf der Sohle der Terrasse hatte er ebenfalls bereits ein Stück weit aufräumen lassen und hier eine Reihe quadratischer Löcher gefunden, von denen er gleich richtig vermutete, daß sie zur Aufnahme von Masten oder Pfosten gedient und einer Anlage für Schaustellungen angehört haben dürften.

Um diese Zeit hatten wir in Pergamon den ersten und

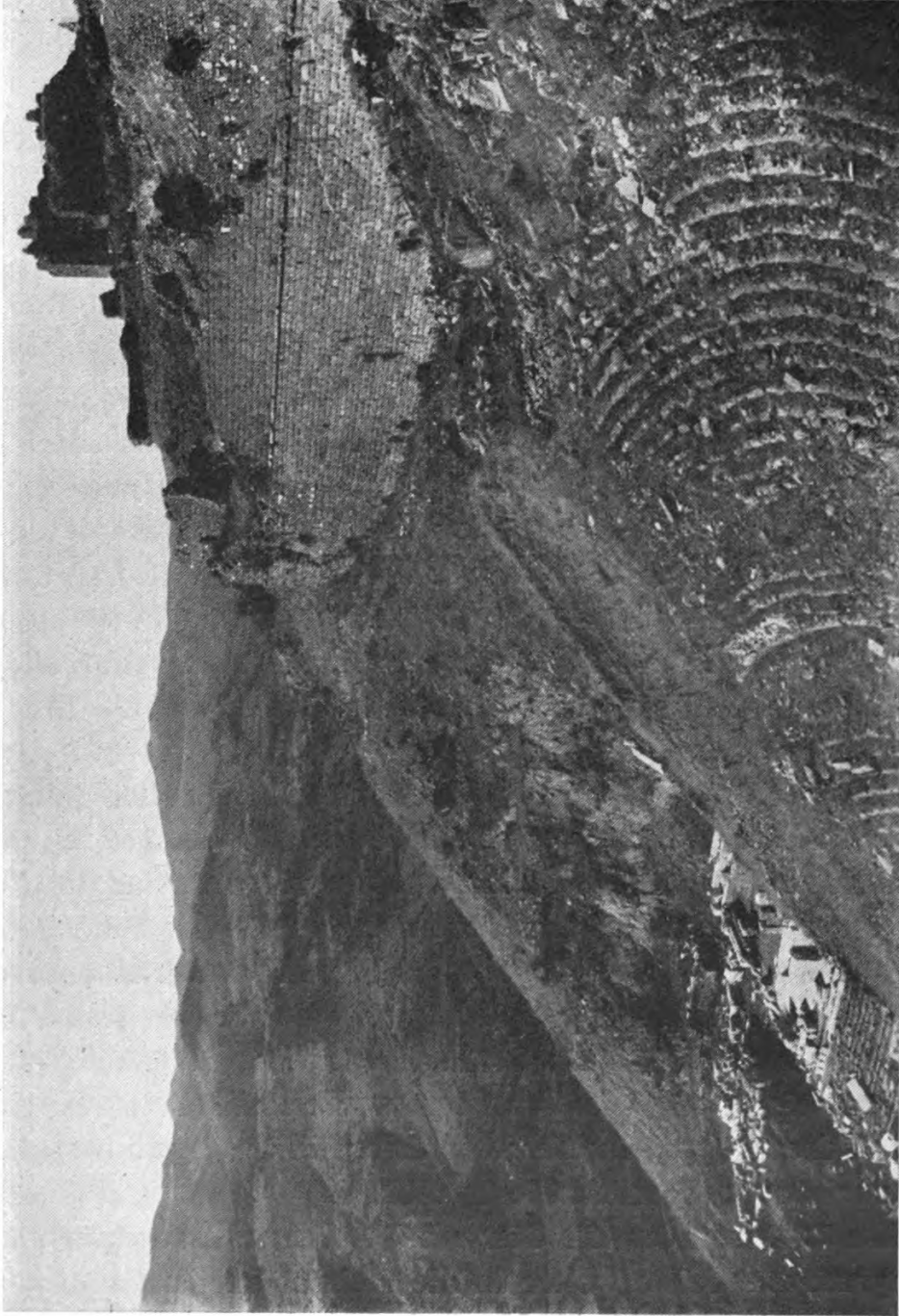


Abb. 15. Südwestabhang der Burg. Oben byzantinische Mauern, sowie die große Stützmauer des Trajaneums, im Vordergrund Theater, unten Dionysostempel

einzigem Unfall, indem ein Arbeiter, Michaeli Jabasis, der unten auf der Terrasse arbeitete, von einem herabrollenden Stein erschlagen wurde. Es ist nur der stetigen Sorgfalt der verschiedenen, die Arbeit leitenden und beaufsichtigenden Kräfte zuzuschreiben, daß wir bei der Gleichgültigkeit oder Waghalsigkeit der Arbeiter, die monatelang stufelförmig an einer 50 Meter hohen Wand verteilt waren, nicht mehr Unglück gehabt haben...

Die Erdmasse am Westabhange war so gewaltig, daß man hier nur langsam in die Tiefe drang; aber am Ende des Monats war man doch so weit, um klar zu sehen, daß die Stufen sich zu einer Anlage im Kreischnitt mit bedeutendem Durchmesser entwickelten, womit denn ein Theater¹ deutlich in die Erscheinung trat. Ferner wurde die Begrenzung des Marktes klargelegt. Gefunden wurden nur wenige Fragmente zu den großen Altarreliefs, doch mehr Inschriften, so daß deren Inventar 123 Stücke zeigte.

Darüber war Direktor Conze von Berlin bei mir in Smyrna eingetroffen, und am 4. November langte ich mit ihm zusammen in Pergamon an, um von nun an die Leitung der Arbeiten wieder zu übernehmen. Wir fanden die obersten Stufen des Theaters in der Mitte desselben freigelegt. Unten auf der Terrasse, wo man die Orchestra annehmen mußte, war ein Graben begonnen, der nach Osten im ansteigenden Schutt vordrang. Man arbeitete zugleich am Südrande des Marktes; der Abbruch der byzantinischen Mauer wurde ebenfalls fortgesetzt.

Am 5. Dezember ritt Conze bei strömendem Regen nach Smyrna und reiste weiter in die Heimat zurück; Fabricius hatte uns schon am 16. November verlassen, um anderen Studien nachzugehen, von denen er später noch einmal

¹ „Altertümer von Pergamon“ Band IV: Die Theaterterrasse (R. Bohn).

zu uns zurückkehren sollte. Am 6. Dezember schlug das Wetter um, am 7. früh hatten wir das erste Eis auf der Burg. Am 12. erlebten wir eine frohe Überraschung: Beim Arbeiten an der Ostseite der Agora fand sich unter dem Schutt noch ein tiefliegendes Stück der byzantinischen Mauer, bei dessen Abbruch ein ansehnliches Plattenstück der Gigantomachie zum Vorschein kam: ein rückwärts stürzender, geflügelter und geschwänzter Gigant mit Vogelklauen. Am 17. Dezember war der Graben unten im Theater soweit nach Norden zu erweitert, daß das Nordende der Skene und der Eingang zur Orchestra daselbst zutage traten; der marmorne Deckbalken des letzteren fand sich am Boden, mit Masken und Epheu geziert und mit einer Weihinschrift an den Dionysos Kathegemon und das Volk von Pergamon versehen.

Die schlechte Jahreszeit war eingetreten. Vom 20. Dezember ab blieben nur 20 Arbeiter im Dienst, die Reinigungsarbeiten vornehmen und den Abbruch der byzantinischen Mauer fortsetzen sollten. Der Minister hatte uns erlaubt, die Winterszeit in Smyrna zuzubringen, und so sammelten wir uns denn zum Weihnachtsbaum bei den Meinen, wo auch Fabricius sich einstellte. Der Urlaub wurde für Freund Bohn bedeutungsvoll für sein Leben, denn er fand in Smyrna seine Braut und spätere Gattin.

Vom Februar 1884 an teilten sich die Arbeitskräfte zwischen die beiden nunmehr nebeneinander zu verfolgenden Aufgaben der Abräumung des Marktes und der vollständigen Ausräumung auch des Theaters. In den letzten Februartagen hatten wir 60 bis 70 Arbeiter. Schon Anfang März stieg die Zahl der Leute, was, da wir zeitig wieder in Pergamon eingetroffen waren, uns erlaubte, so recht ins Volle hineinarbeiten zu lassen, obwohl der ganze März kalt, regnerisch und stürmisch war. Im Theater wurde

am 7. März auch das südliche Ende der Skene erreicht; bis zum 29. war die ganze Orchestra mit den vier untersten Stufen des Theaters gereinigt, ergab aber zu unserer Enttäuschung keine prächtiger ausgestatteten Vordersitze. Es war aber damit Klarheit in die Lage gekommen, und wir konnten nun systematischer vorgehen. Auch bei der Abräumung des Marktes drangen wir ansehnlich vor...

Der April begann mit Nordsturm als letzten Grüßen aus dem Winter, dem folgte warmer Regen, worauf das ständige Sommerwetter sich einstellte. Abgesehen von der griechischen Osterwoche, hatten wir durchschnittlich 120 Arbeiter für den Tag. Einige setzten den Abbruch der byzantinischen Mauer fort, die Mehrzahl war auf dem Markte beschäftigt und reinigte die große Terrasse in ihrem südlich vom Theater gelegenen Teil ganz, wobei eine byzantinische Kirchenruine zum Vorschein kam, mit Resten von Wandmalereien und zierlichen Architekturornamenten; christliche Gräber lagen die ganze Terrasse entlang, viele davon in die Theaterskene gebettet. Auch nördlich vom Theater fingen wir an, längs der hohen Frontmauer desselben vorzudringen, um das Ende der Terrasse zu suchen, an dem wir irgendeinen monumentalen Abschluß erwarteten...

Von dem Botschafter war ich schon im Herbst benachrichtigt worden, daß die Erlaubnis zum Ausgraben um ein Jahr verlängert sei und daß Hamdy-Bey, Generaldirektor des türkischen Museums, bald kommen würde, um über die bisherigen Funde ein Abkommen zu treffen. Am 3. April traf Hamdy-Bey ein, begleitet vom Provinzialkommissar Demosthenes Baltazzi. Es war das erstemal, daß Hamdy-Bey nach Pergamon kam. Hamdy, Sohn des früheren Großwesirs und Berliner Botschafters Edhem-Pascha, war eine durchaus künstlerisch angelegte Natur. Seit den sechs

Jahren, daß er Direktor des Türkischen Museums war, hatte er es verstanden, den Organen der Regierung bis in die fernsten Dörfer des Reiches Aufmerksamkeit, Interesse und besonders Sammeleifer für archäologische Gegenstände beizubringen und durch seine Initiative das Türkische Museum zu dem gemacht, was es heute ist. Mit der Liebenswürdigkeit des vollendeten Weltmanns kam er den fremden Forschern entgegen, war ihnen überall hilfreich und förderlich, und insbesondere unser pergamenisches Unternehmen ist ihm zu großem Dank verpflichtet. Bei der Verfügung über die bisher gemachten Funde überließ uns Hamdy-Bey von vornherein die Inschriften, sowie eine Anzahl von Architekturproben, deren er andere für seine neu eingerichtete Zeichenschule in Konstantinopel bestimmte; die Fragmente, welche zu den bereits in Berlin befindlichen Fundstücken gehörten, waren uns bereits, dem Wortlaute der Konzession gemäß, zugesprochen. Für das türkische Museum beanspruchte Seine Exzellenz außer dem großen, auf dem Markte gefundenen Plattenstücke der Gigantomachie zwei andere zusammengehörige Reliefplatten, sowie den in der Tat besonders interessanten, mit Masken und Girlanden verzierten Architrav aus dem Theater. Die drei ersteren Stücke wurden auch sogleich verpackt, nach Dikeli geschafft und nach Konstantinopel verschifft. Nachher verdankten wir indes der Vermittlung des Herrn Botschafters, daß der Sultan diese hochwichtigen Stücke dem Königlichen Museum überließ, was Hamdy-Bey selbst befürwortet hatte. Diese großherrliche Gnade wurde mit dem Gegengeschenke zweier so gut wie vollständiger Statuen pergamenischen Fundes, eines Ammon und eines Hermaphroditen, erwidert.

Kurz nach Hamdy-Beys Abreise war auch ein neuer Kommissär gekommen, ein vortrefflicher junger Mann,

Bedri-Effendi,¹ der bis zum Schlusse der Ausgrabungen geliebt ist...

Im Mai und Juni ging's an die Verpackung und den Transport der uns zugesprochenen Fundstücke, womit wir zeitweise sogar hauptsächlich beschäftigt waren. Auffallend schwere Blöcke hatten wir diesmal nicht, und das ganze schon oft geübte Manöver lief daher glatt ab.

Im Juli reiste ich auf Grund einer Depesche des Botschafters nach Smyrna, wo am 17. der Aviso „Loreley“ wieder eintraf, den die Kaiserliche Admiralität und der Botschafter zum Transport der Funde zur Verfügung gestellt hatten... So glatt und schnell wie es diesmal ging, war mir noch keine Expedition gelungen. Am 1. August trat die „Loreley“ die Rückfahrt nach Konstantinopel an. Die letzten Kisten sandte ich über Hamburg nach Berlin und alles kam ohne Unfall dort an.

Damit waren wir also in den August gekommen. Alle Mann arbeiteten an dem Schuttabtrag im Theater und südlich von demselben, wo sie meistens solchen Schutt nur weiter hinabwarfen, der schon einmal durch unsere Hände gegangen war...

Zwei frohe Ereignisse zeitigte der September, die Leben in den toten Schutt brachten und unser sonst nur einzig den Arbeiten und ihren Resultaten gewidmetes Sein und Denken einmal von diesen abzogen. Der 8. September fand uns in Smyrna, um Bohns Hochzeit zu feiern; am 9. zog das junge Paar in Pergamon ein, an demselben Tage, an dem ich vor 6 Jahren die Ausgrabungen begonnen. Von nun an waltete dort ständig eine deutsche Hausfrau, was sonst nur der Fall gewesen, wenn in den Sommerschulferien meine Frau mit den Kindern herüber gekommen war. Dann traf die Nachricht ein, daß der Botschafter von

¹ Jetzt Konservator des Museums in Stambul.

Radowitz am 18. abends an Bord der „Loreley“ in Dikeli eintreffen würde. Mit den Ortsbehörden fuhr ich ihm dorthin entgegen. Als er am 19. früh an Land stieg, war ganz Dikeli auf den Beinen und die Schuljugend bildete eine Gasse zu festlichem Empfange. Wir fuhren gleich nach Pergamon. In Begleitung des Botschafters befand sich Gräfin Schlippenbach, der Vize-Konsul von Wangenheim und außer diesen fuhren der Kommandant und zwei Offiziere von der „Loreley“ mit. Ich habe es nie so gefühlt wie auf dieser Fahrt, daß die herrliche Landschaft, die sich entrollt, gleichsam die Einleitung zu dem ist, was Pergamon dem empfänglichen Beschauer bietet, die sich steigert an Schönheit bis zu dem Punkte, wo eine Stunde vor der Stadt plötzlich die Burg sich mit scharfen Umrissen vom Himmel abzeichnet.

Nach dem Frühstück widmeten wir den Nachmittag der Besichtigung der Unterstadt. Beim Dunkeln führten wir die Gäste einige hundert Schritt aus der Stadt in die Ebene; an verschiedenen Höhen der Burg hatten die Arbeiter trockenes Reisig zusammengetragen und als nun die roten Flammen emporloderten und die Umrisse der Burg und ihre Bauten in immer wechselnden wunderbaren Lichtern zeigten, als in der stillen Luft eine schwarze, rot angehauchte Wolke hoch über der Burg ein Dach bildete, und bei unserem Gange die düsteren Zypressen der türkischen Friedhöfe Kulissen bildeten, durch die immer wieder die feurige Burg erschien, da war das ein Bild, das dem, der es gesehen, wohl unvergeßlich bleiben wird.

Früh morgens stiegen wir alle zur Burg, die selten so begeisterte und zugleich gewissenhaft auf jedes eingehende Besucher gesehen hat. Waren wir stolz und freudig erregt darüber, daß der Vertreter unseres Kaisers auf der Burg der Attaliden stand, so mag auch wohl des Botschafters

Herz höher geschlagen haben, wenn er bedacht, was er in seiner Sphäre für Pergamon gearbeitet und erwirkt hat vom ersten Spatenstich daselbst bis heute und was endlich erreicht wurde...

(Nach der Schilderung der Fortschritte auf der Theaterterrasse fährt Humann fort:) Immer freier entwickelte sich am Nordende der Westterrasse eine stattliche, fast die ganze Breite der Terrasse einnehmende Marmortreppe, die zu einer etwa $5\frac{1}{2}$ m über der Terrasse liegenden Plattform führte. Am oberen Rande der Treppe zeigte sich eine über 2 m hohe Säulentrommel noch am Platze stehend; von einer zweiten Säule war die Basis erhalten. Hatten wir erst geglaubt, daß die riesigen Architekturblöcke, die auf und vor der Treppe aus dem Schutte hervorkamen, vom oben gelegenen Trajaneum herabgestürzt seien, so sahen wir nun ein, daß wir hier als Abschluß der langen Terrasse einen auf erhöhter Plattform stehenden Tempel auszugraben hatten, dessen Säulen fast die gleichen gewaltigen Maße zeigten, wie die des oberen Tempels.

Im Juni war an dem neuen Tempel am Nordende der Theaterterrasse (Abb. 17) der reich verzierte rechte Türpfosten der Eingangstür freigelegt; die östliche Ante lag umgestürzt auf der Basis der zweiten Säule. Mehrere große Architravstücke trugen eine Reihe von Löchern, in denen einst die Bronz Buchstaben der Aufschrift befestigt waren. Die vordere östliche Säule, deren unterste Trommel noch stand, lag mit den übrigen Stücken schräg an der Bergwand im Schutte, über 10 m lang, hatte also noch gestanden, als schon reicher Schutt den Abhang bedeckte. Zu unserer Freude fand sich auch wenigstens ein übriggebliebenes herrliches jonisches Kapitell und im ganzen ein so reiches architektonisches Material, daß Bohn alsbald die Vorderansicht des Tempels wiederhergestellt zeichnen konnte.

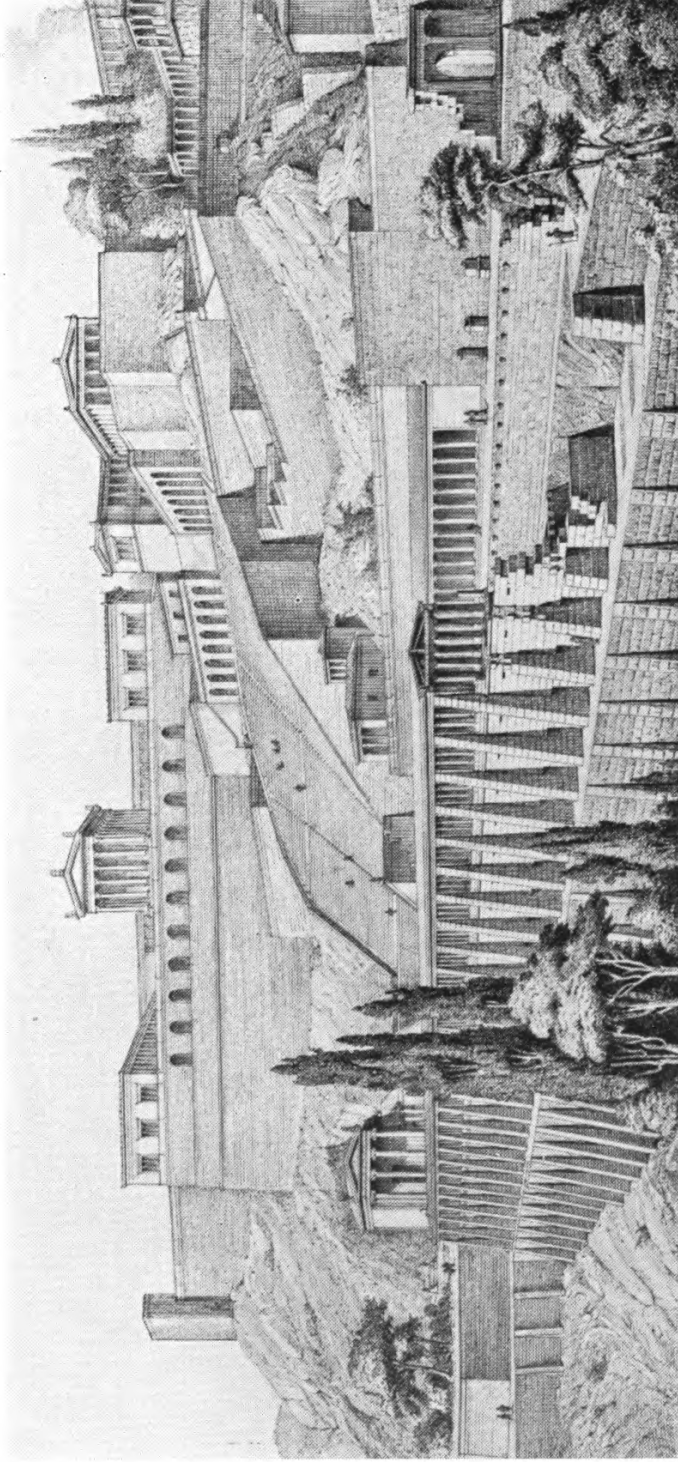


Abb. 16. Die Burg von Pergamon, rekonstruiert von R. Bohn. Oben Trajanstempel und Athentempel, rechts davon der große Altar, am Abhang das Theater, der Dionysostempel und große Stützmauern der Theaterterrasse



Am 14. Juli trafen die beiden Maler Kips¹ und Koch² ein und begannen ihre Studien zu dem bekannten Pergamon-Panorama, das mehr als irgend etwas anderes dazu beigetragen hat, weiten Kreisen eine richtige Idee der alten pergamenischen Herrlichkeit zu geben. Bohns Rekonstruktionen und meine Burgkarte dienten dabei als Unterlage. Koch blieb bis zum 15. August, Kips bis zum 19. Am 15. August kam Professor Stiller an, der für den Band „Trajaneum“ der großen Pergamon-Ausgabe die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen studieren wollte, und blieb bis zum 16. September.

Bohn hatte die Ausgrabungen schon wieder begonnen. Die Arbeiterzahl stieg täglich; in der zweiten Woche hatten wir schon 60 bis 70, im November und Dezember waren es bis 150. Welch ein Unterschied gegen das Vorjahr! Aber auch die Witterung war anders. Den Oktober hindurch hatten wir noch Sommerhitze, der November brachte uns nur einige Tage Nordsturm, sonst war er warm und windstill, und der Dezember selbst war den Arbeiten verhältnismäßig günstig.

Ich ließ, da die völlige Freilegung des neuen Tempels am Nordende der Theaterterrasse beschlossen war, zunächst 12 Meter über dem Tempel einen horizontalen Weg im Abhang herausschlagen, der den Bau im Bogen umgab, sodann 8 Meter höher einen zweiten und später hart am Fuße der großen Trajaneumsstützmauer einen dritten ähnlichen Weg. Somit konnte hier in mehreren Etagen gearbeitet, eine größere Anzahl von Leuten angestellt und von oben herab die eigentliche Tempelruine von dem hochansteigenden Schutt seitwärts am Hange entlastet werden. Am 29. Dezember war das Innere des Tempels sowie

¹ Später Direktor der Berliner Porzellanmanufaktur.

² Später Professor und Lehrer an der Kunstgewerbeschule zu Berlin.

der Abhang über demselben im Norden und bis zu einer gewissen Höhe auch im Nordosten frei. An der nächsten Umgebung des Tempels wurde dann noch im Januar und Februar 1886 mit aller Kraft gearbeitet und die äußere und innere Freilegung am 20. Februar vollendet. Gefunden wurden bei der Tempelausgrabung namentlich zwei halblebensgroße Viktorien römischer Arbeit, ferner die Sockel kolossaler Mittel- wie Eck-Akroterien und eine unglaubliche Menge vielfach armdicker Stücke von Ranken. Bald zeigte sich, daß die Viktorien auf den Akroterien mit durchbrochenem Rankenwerk gestanden hatten, und wir setzten nun große Hoffnungen auf die Versuche der Wiederaussetzung. Sie haben sich in der Werkstatt der Königlichen Museen glänzend erfüllt.

Vom 20. Oktober ab wurde die Mehrzahl der Arbeiter verwendet, um nunmehr den breiten, bisher noch unerledigten Rücken der Hochburg vorzunehmen, dessen vollständige Aufdeckung vom Burgtor bis zum sogenannten „Garten der Königin“ hin die letzte größere Leistung unserer Untersuchung geworden ist. Die Arbeit ging bei oft nicht hoher Verschüttung, und da der Schutt auf kurzem Wege über den Ostabhang hinabgeworfen werden konnte, frisch und fröhlich vorwärts. Bis Ende Dezember hatten wir die Strecke zwischen dem Trajaneum und der großen nordöstlichen Stützmauer gesäubert. Einzelfunde, auf die bei der niedrigen Verschüttung auch kaum zu rechnen war, wurden uns nur in geringem Maße zuteil. Unter dem Wenigen war, hierher auf die Höhe verschleppt, auch ein Stück vom Untergliede der Gigantomachie mit einem Gigantennamen. Weiter nach Süden hin fanden sich auch eine Menge Stückchen von bemaltem Wandverputz und Mosaik. Wir sammelten sorgsam alle diese Brocken vergangener Herrlichkeit, in der Hoffnung, daß sich das eine

oder andere einmal zu einem halbwegs Ganzen möchte zusammenfügen lassen.

So ging das Jahr 1885 zu Ende. Ich habe aber noch einmal zurückzugreifen. Im Oktober hatte ich einige Tage be-



Abb. 17. Dionysostempel beim Theater.
Rekonstruktion von R. Bohn

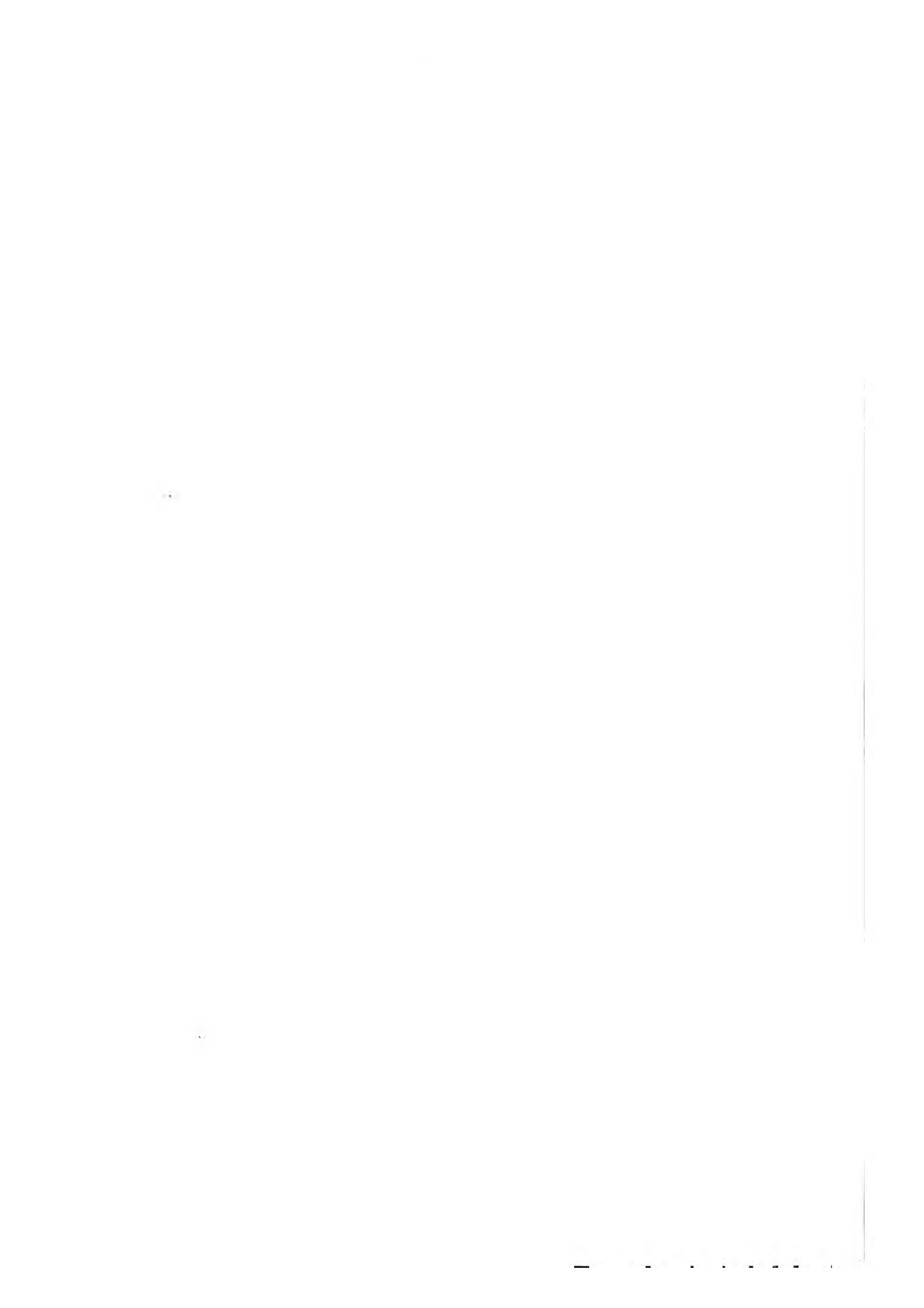
nutzt um den Weg von Dikeli nach Pergamon als Basis für eine Talkarte festzulegen und nivellierte zugleich vom Meere bis nach Pergamon hinauf. Hieraus ergab sich, daß die bisher nach Schätzung angenommene Seehöhe um 26,36 Meter zu niedrig war. Auf den neuen Karten ist sie hier-

nach richtiggestellt, auf den älteren also dementsprechend zu vergrößern. Bei dieser Arbeit hatte ich mich wohl etwas übernommen, denn ich erkrankte am 22. am Fieber und Conze tags darauf an einem schmerzhaften Hexenschuß; als am 25. unser Generaldirektor Dr. Schöne ankam, fand er uns beide im Bette. Mit welcher freudiger Erwartung hatten wir seiner Ankunft entgegengesehen, und nun dieses Darniederliegen! Doch schon nach drei Tagen waren wir wieder auf den Beinen und es gab nun nach jeder Richtung hin sehr angeregte Tage. Vieles war zu überlegen und zu besprechen; es galt den letzten Bestimmungen über das, was in Pergamon noch zu erledigen sei. Dabei wurde die später glänzend durchgeführte Untersuchung angeregt, wie weit es der hochentwickelten Technik der hellenistischen Zeit möglich gewesen sein möchte, *Quellwasser bis auf die Hochburg zu leiten*. Auch über die kartographischen Arbeiten, deren wir zum Abschlusse der Publikation bedurften, wurden aufs neue Festsetzungen vereinbart, endlich die Notwendigkeit besprochen, nach Schluß unserer Arbeit für die Bewachung der an Ort und Stelle verbleibenden Überreste Sorge zu tragen. Nur zu rasch vergingen die wenigen Tage; am 4. November verließen uns Schöne und Conze und reisten über Smyrna nach Hause. Als wir am Stadttore Abschied nahmen und die Scheidenden noch einen letzten Blick zur Burg hinauf sandten, stieg vom Zeusaltar eine Rauchsäule senkrecht in die Luft, Meeresstille und glückliche Fahrt verheißend.

Fabricius war schon am 2. November abgereist, nachdem er das ganze Inschrifteninventar von Pergamon, sowohl das der Ausgrabungen, das allein von der letzten Kampagne damals bereits 450 Stück betrug, als auch aller Inschriften, die in der Stadt und der Umgebung irgend zu finden gewesen waren, einheitlich und übersichtlich hergestellt



Abb. 18. Gustav Richters Entwurf zum lebenden Bilde „Pergamon“,
aufgeführt im Kaiserlichen Palais am 22. März 1880



hatte. Am 22. November kam sodann Dr. Boehlau,¹ der das Inschrifteninventar fortsetzen und den Einzelfunden seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Er blieb bis Ende Februar, nachdem schon vorher Dr. Carl Schuchhardt² ihm zur Seite getreten war, der dann bis zum Schlusse der Ausgrabungen zu unseren Arbeitsgefährten zählte.

Weihnachten fand mich in Smyrna, während Bohn mit seiner jungen Frau den ersten deutschen Christbaum in Pergamon anzündete.

So traten wir denn in das letzte Arbeitsjahr, 1886, ein. Da Bohn am Orte blieb, war angeordnet, auch den Winter soweit als möglich zu arbeiten. Der Januar war aber sehr regnerisch; die Überschwemmung der Kaikosebene nahm eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung an, Schmutz und Schlamm erschwerten die Arbeiten zumal auf der Fläche der Hochburg und bald machte der Nordsturm hier oben, bald der Südsturm an der Südwestseite das Arbeiten unmöglich, so daß täglich die Arbeitsanordnung der Witterung angepaßt werden mußte. Bis zum 7. Februar dauerte dieses nasse Wetter, dann setzte kalter Nordsturm ein, der ununterbrochen bis zum 1. März anhielt, worauf ein wenig erfreulicher Wechsel von Schnee, Regen, Süd- und Nordsturm, Gewitter und dergleichen eintrat, bis auch diese Periode mit dem 7. April ihren Abschluß fand, von wo ab dauernd warmer Sonnenschein sich einstellte.

Bis zum 20. Februar wurde an der Reinigung des ioni-schen Tempels am Nordende der Theaterterrasse gearbeitet, an diesem Tage die Arbeit vollendet und diese besterhaltene Ruine der Burg bot nun einen herrlichen Anblick dar. Bis 4 Meter hoch standen die feingefügten Marmorquadern der Cellawände; aufrecht stand der reich

¹ Später Direktor des Hessischen Landesmuseums in Kassel.

² Später Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen.

gearbeitete Türpfosten, stand der eine Säulenstumpf der Vorhalle und von zwei anderen Säulen lagen die Basen noch an ihrem Platze; ringsum zog sich unverletzt das herrliche Sockelgesims, darunter, wie mit dem Lineal gezogen so wohl erhalten, die Stufen; da lag noch genau in ursprünglicher Lage die etwa 5 Meter lange Türschwelle und fast zur Hälfte erhalten strebte die marmorne Freitreppe in 25 Stufen zur Ruine empor.

In der Nacht, nach Erledigung der Arbeiten in dieser Gegend, stürzte ein großer, vom Regen schwer und locker gewordener Erdklotz von dem stehengebliebenen Erdhange zwischen Theater und Tempeltreppe auf die Terrasse herunter und riß ein Stück Stützmauer mit sich. Es mußte von neuem mit Abräumen begonnen werden und 30 Mann hatten noch einen Monat zu tun, um alles wieder zu säubern.

Im Februar konnten an neun Tagen 70 bis 80, an ferneren fünf Tagen nur 25 bis 30 Mann hier oben arbeiten. Bei der Reinigung des Terrains, innerhalb der großen nordöstlichen Außenstützmauer, wurden viele eiserne und einige bronzene Pfeil- und Lanzenspitzen gefunden. Die Reinigungsarbeiten zogen sich nach und nach weiter südöstlich hinab. Der eine und andere zusammenhängende Bau wurde in seinen Fundamenten kenntlich. Auch hier fehlte es nicht an bemaltem Stuck und an Mosaikresten. Weiter südlich fügte sich Mauerwerk aus der Königszeit nach und nach zu der Spur eines umfangreichen Gebäudes zusammen, mit einem großen Hofe, mit ihm umschließenden Gängen, mit Zimmern und Sälen diesen entlang. Abermals zeigten sich in den Gemächern zahlreiche Mosaikreste; noch lagen vielfach die marmornen Türschwellen und stand die marmorne Sockelbekleidung der Mauern an Ort und Stelle.

War der große Bau der Königspalast, so hatten wir hier

östlich vom Athenaheiligtum und dem Torhofe anscheinend Wirtschaftsräume vor uns. Noch standen in Reihe und Glied sechs mächtige Vorratsgefäße aus gebranntem Ton; an einer anderen Stelle fanden sich bis zu tausend abgebrochener Amphorenhenkel mit Stempeln. Schuchhardt kopierte sie sämtlich. Die Krüge werden einst mit Wein gefüllt hierher gekommen sein. Pfeil- und Lanzenspitzen daneben deuteten dann wieder auf ernstere Zeiten. Dann fanden sich hier wie auch mehr nördlich breite eiserne Laschen, je zwei noch durch starke Nägel verbunden, als ob sie zur Verklammerung von Balken gedient hätten, auch zahlreiche Steinkugeln, und über antiken oder modernen Ursprung dieser Dinge zerbrach man sich den Kopf.

Am 3. September kamen Professor Michaelis aus Straßburg, Professor von Duhn aus Heidelberg, Baurat Graeber aus Stolberg und Conze von Konstantinopel her in Lesbos und am folgenden Tage in Pergamon an. Es war für Conze die sechste Fahrt hierher; die beiden anderen Professoren kamen, um die Stätte zu sehen und zu studieren, deren Untersuchung so tief in die Kunstgeschichte eingegriffen hat; Baurat Graeber aber hatte im Auftrage der philosophisch-historischen Klasse der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften übernommen, die Wasserleitungen zu erforschen, wie der Plan bei Anwesenheit Schönes in Pergamon vor einem Jahre angeregt worden war. Wenn auch etwas gedrängt, fanden wir doch alle Raum im Deutschen Hause und seinen Dependancen.

Am 16. September traf, lange erwartet, Professor Heinrich Kiepert ein; er hatte es sich trotz seines Alters nicht nehmen lassen, den Landweg von Konstantinopel zu kommen, um noch einige Nachträge für sein großes Kartenwerk von Kleinasien zu gewinnen. Nur ein paar Tage währte leider der jetzt versammelte kleine Gelehrtenkon-

greß im pergamenischen Hause; denn schon am 18. reisten Michaelis und von Duhn nach Smyrna, wofür aber denselben Abend wieder Dr. Dörpfeld eintrat, der zur Kenntnisnahme der Arbeiten geladen war; bis zum 1. Oktober hatten wir die Freude, ihn bei uns zu sehen. Kiepert verließ uns vorübergehend zu einigen Kreuz- und Querzügen auf Lesbos, kehrte dann noch einmal zu uns zurück, um am 4. Oktober zu weiteren Erkundigungen über Magnesia und Smyrna weiterzureisen. Wie gern hätte ich mit Freund Kiepert, mit dem mich seit langen Jahren gemeinsame Arbeiten verbanden, zusammen einige Ritte durch Kleinasien gemacht, aber die Pflicht hielt mich an Pergamon fest; ich mußte die Begleitung Schuchhardt überlassen.

Unter den Arbeiten der letzten drei Monate nahm Graebers Untersuchung der Wasserleitungen in hervorragendem Maße das Interesse in Anspruch. Das Hauptergebnis war, daß er fortlaufende Reihen unterirdischer durchlöcherter Steine aufdeckte, durch die einst ein mächtiges, längst der Plünderung anheimgefallenes Metallrohr gelegt war, in welchem das Wasser vom Hochgebirge bis zur Burghöhe gebracht wurde, wobei die Mulde hinter der Burg einen Druck von 150 Meter Höhe bedingte; in der Tat ein riesiges Werk, das uns einen Einblick tun läßt in das großartige praktische Schaffen der Attaliden. Auch die in derselben Richtung wie diese Rohrleitung der Stadt zugeführten römischen Leitungen klärte Graeber auf; und diese verfolgte Schuchhardt weiter, wie ihre Zuleitung durch Tonröhren, in leisem Abfall, Täler und Hügel umgehend, 6 bis 7 Stunden weit vom Madaras-Dagh herkam.

Als eine besondere Art der Arbeit kam in der allerletzten Zeit noch hinzu, daß wir zwei Häuschen oben auf der Burg bauten. Es war nämlich vorauszusehen, daß

nach unserem Abgange die Bewohner Pergamons sich beeilen würden, alle Marmorquadersteine, Belagplatten und überhaupt alles Baumaterial möglichst bald zu plündern, wie es leider teilweise in den Pausen unserer Ausgrabungen bereits geschehen war. Dem gegenüber war es eine Ehrensache, die Ergebnisse der Ausgrabungen am Platze möglichst unversehrt zu erhalten und die Prüfung unserer Arbeitsberichte an den am Platze verbliebenen Resten möglich zu machen. Noch vor unserer Abreise wurden in die Häuschen zwei Wächter gesetzt mit der Aufgabe, jeder Verletzung der alten Reste zu steuern.

Am 9. Oktober kam noch Dr. Paul Wolters¹ bei uns an, vertrat zunächst den mit Kiepert eine Zeitlang abwesenden Schuchhardt und blieb nach dessen Rückkehr neben ihm für die Aufgaben tätig, deren auch Senz bis zum letzten Augenblicke unseres Dortseins sich annahm ...

Am 24. Oktober ließ mir der Generalgouverneur sagen, er habe soeben aus Konstantinopel eine Depesche erhalten, wonach die Ausfuhr der uns von Hamdy-Bey überwiesenen Antiken gestattet sei. Den anderen Tag fuhren wir mit einem Leichterschiff im Schlepptau an Bord der „Loreley“ nach Dikeli. Am 26. luden wir 26 Kisten und fuhren abends zurück, fanden aber im Golf von Elaia so heftigen Nordostwind, daß wir nach Dikeli zurückkehren mußten. Erst am anderen Morgen kamen wir mit genauer Not durch, hatten aber auf zwei Fuß Spritzwasser im Leichterschiff. Den 31. machten wir die zweite Fahrt, auf welcher Dr. Winter und Judeich² vom Archäologischen Institut, sowie ein junger Wiener Archäologe, Dr. Reisch,³

¹ Jetzt o. Professor der Archäologie und Direktor der Glyptothek in München.

² Jetzt Professor der Geschichte in Jena.

³ Jetzt Professor der Archäologie und Generalsekretär des österr. archäologischen Instituts in Wien.

die auf einige Tage nach Pergamon gingen, uns begleiten durften. Das Wetter war wieder so stürmisch, daß wir zwei Tage in Phocäa liegen mußten, ehe es nach einigen vergeblichen Versuchen gelang, den bösen Golf zu durchqueren. Denselben Tag noch lud ich 27 Kisten, mit denen wir am 3. November zurückdampften, wieder unter sehr schwierigen Verhältnissen. Am 5. begleiteten wir in Smyrna Kiepert an Bord, der zunächst nach Piräus fuhr. Am 6. November machten wir die dritte Fahrt mit der „Loreley“. Mehrere Offiziere und ein Teil der Mannschaft besuchten dieses Mal Pergamon, während wir den Rest von 21 Kisten luden, außerdem auch diejenigen Kisten, die für das türkische Museum bestimmt waren; damit fuhren wir am 10. früh nach Mitternacht ab und waren mittags glücklich in Smyrna, worauf am folgenden Tage die „Loreley“ nach Malta in See ging, um im dortigen Dock einer gründlichen Ausbesserung unterworfen zu werden. Jung war sie ja nicht mehr, und die vielen Schleppfahrten zwischen Dikeli und Smyrna hatten ihr wohl schließlich auch etwas zugesetzt. Möge der Chef der Kaiserlichen Admiralität für alle dem pergamenischen Unternehmen geleisteten Hilfen, für alle uns, zumal mir gewährten Erleichterungen und für die Gastfreundschaft an Bord den ergebensten und wärmsten Dank an dieser Stelle gütigst entgegennehmen.

Von unserer letzten Ausbeute sandte ich einen Teil über Triest, einen anderen Teil konnte ich auf einen Hamburger Dampfer verladen, 21 Kisten schickte ich mit dem holländischen Dampfer „Stella“ nach Hamburg. Hatten wir für alles bisherige Glück ein Dank- oder Trankopfer vergessen? Die „Stella“ wurde vom Sturm an die holländische Küste geworfen. Nach zwei Monaten gelang es zwar, die Kisten dem Meere wieder zu entreißen; jedoch ganz ohne Schä-

digung ist das Liegen im Seewasser nicht an den Stücken dieser Sendung vorübergegangen.

Nach Erledigung der Transporte war ich am 16. November wieder in Pergamon am Platze, wo ich Conze, Schuchhardt, Senz, Wolters noch fand. Jeder hatte vor Torschluß noch vollauf zu tun. Senz hatte seine Burgkarte abgeliefert, stellte noch Photographien her, beschäftigte sich mit der Aufnahme und dem Verzeichnisse der am Orte gebliebenen Kleinarchitektur und studierte die byzantinischen Kirchenreste, Wolters verzeichnete die Skulpturreste, Schuchhardt die Inschriften, soweit die einen und anderen am Platze verblieben; ich vollendete meine Karte der Römerstadt, Conze war überall.

Endlich war alles erledigt. Am 13. Dezember setzten sich Conze, Schuchhardt und Senz in Begleitung des Gymnasialdirektors Centerwall aus Schweden, der unser letzter Besuch in Pergamon gewesen war, zu Pferde, um, den Kaikos hinaufreitend, die von Schuchhardt gefundenen Städte Apollonia und Stratonike zu besichtigen und eine Anschauung von der Verbindung des Kaikostales mit der Hermoslandschaft zu gewinnen; über Thyatira und Magnesia langten sie am 17. in Smyrna an; nur Schuchhardt blieb noch länger am Wege zurück.

Am 15. ließ ich die Aufseher und den Diener in einen Wagen steigen, in einen anderen stiegen Wolters, der Kommissär Bedry-Effendi und als letzter verließ ich den Platz, der mich so viel Schweiß gekostet und mir so glückliche Erfolge beschert hatte. Durch eine dichtgedrängte Menge führen wir die Straße entlang hinaus nach Dikeli. Vater Zeus mochte wohl alle Ursache haben, uns am 15. Dezember einen warmen stillen Sommertag zu schenken.



Abb. 19. Maskenfries vom Theater

V. Ein Jahr bei Humann in Pergamon

Von CARL SCHUCHHARDT

Erste Zeit

Ich landete an einem stürmischen Abend Anfang Februar 1886 in Dikeli und wurde von Dr. Joh. Boehlau, den ich in Pergamon ablösen sollte, am Hafen abgeholt.

Die Fahrt war an jenem Tage sehr ungemütlich. Wir hatten einen heftigen Nordwind schnurstracks entgegen. Die Kajüte war von griechischen Weibern und Kindern angefüllt, die seekrank immerfort Maria und Josef um Hilfe anriefen. Ich blieb also die ganze Zeit bei dem Kapitän auf der Brücke und wurde von den hochspritzenden Wellen vollkommen durchnäßt. Das tanzend kämpfende Dampferchen hatte statt 4 Stunden 8 Stunden gebraucht. Der arme Boehlau hatte ungeduldig gewartet. Ich konnte mich in Dikeli nicht umziehen, noch da übernachten und fuhr so im offenen Wagen von 8–12 Uhr nachts nach Pergamon. Am anderen Tage ergab sich eine gründliche Magen- und Darmerkältung, die mich etwa 14 Tage arbeitsunfähig machte.

An den voraufgegangenen kurzen Aufenthalt in Smyrna habe ich eigentlich nur die Erinnerung, daß Humann mich fragte, ob ich denn auch „so ein Philologe“ sei. Als ich mich über die Frage wunderte, sagte er: „Ja, Conze wollte neulich auch wissen, warum ich so despektierlich von den ‚Philologen‘ spräche, und was ich darunter verstände; da hab’ ich ihm gesagt: ‚Ein Philologe ist ein Mann mit zwei linken Händen, der bei mir von der Burg fällt!‘“

Nachher in Pergamon fragte mich Boehlau: „Wie hat Sie denn Humann empfangen? Er ist nicht immer sehr gnädig.“ — „Oh, er meinte, ob ich auch ‚so ein Philologe‘ sei, wie er sie schon öfter gehabt habe.“ — „Ja,“ sagte Boehlau, „das ist sein Dollpunkt. Als ich nach meiner Abfahrt von Smyrna hier den ersten Brief von ihm bekam, lautete das P. S.: Sie haben hier auch Ihre Manschettenknöpfe liegen lassen, Sie Philologe, Sie!“

Die Ämter waren in Pergamon so verteilt: Humann hatte die Leitung, daneben stand ein Architekt und ein Archäologe. Als Architekt hat Richard Bohn die ganzen 7 Jahre der großen Grabungen von 1879–1886 durchgehalten. Er hatte sich 1883 mit einer Smyrniotin (Olga Schmidt) verheiratet und führte sein eigenes Haus mit Frau, einem Söhnchen und Schwägerin. Der Archäologe wechselte häufig, da man die jungen Stipendiaten, sofern sie sich irgend eigneten, gern mit den praktischen Arbeiten im Gelände vertraut machen wollte. So waren schon eine Reihe vorübergegangen, als ich hinkam: Lolling, Fabricius, v. Öchelhäuser,¹ wieder Fabricius, Köpp,² Boehlau. Humann war etwas lungenleidend, was ihn ja überhaupt veranlaßt hatte,

¹ Später Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

² Später Direktor des römisch-germanischen Archäologischen Instituts und Universitätsprofessor in Frankfurt a. M.

in jungen Jahren, aus seinem Architektenstudium weg, den Orient aufzusuchen. Er ging während der Wintermonate, wo auch die Ausgrabung schwächer betrieben wurde, regelmäßig zu seiner Familie nach Smyrna und Bohn war dann der Herr in Pergamon. Er hatte dort auch immer zu tun. Denn die Publikation war schon im Gange. Der erste Band des großen Pergamonwerkes (der Zählung nach II), des Athenaheiligtums mit den Säulenhallen war schon 1885 erschienen. An den Tafeln für die weiteren zeichnete er rastlos weiter.

Der Archäologe hatte alle Architektur- und Inschriftfunde und die vielseitigen Kleinaltertümer zu betreuen: die Ziegel- und Amphorenstempel, die Terrakotten, Vasenfragmente und Metallsachen.

Als ich noch etwas geschwächt von der üblen Erkältung meine ersten Gänge auf der Burg machte, um auf den wüsten Blockhalden der Westterrasse die noch nicht inventarisierten Inschriften und Skulpturen mit Nummern zu bemalen, und den Pinsel in der einen, den Farbtopf in der anderen Hand mühsam über die spitzen Marmore hinkletterte, tat ich den üblichen Fall der Neulinge und schlug mir ein Loch ins Knie, verband es aber mit meinem Taschentuch und „sagte niemand nichts“, damit Humann es nicht erführe und mich zu den „Philologen“ rechnete.

Im übrigen war ich bei jedem Aufstieg auf die Burg in jenen sonnigen Vorfrühlingstagen geradezu berauscht von der Schönheit der Natur. Ich wußte nicht, wohin ich sehen, wohin ich greifen sollte. Hier war nicht feierlich, wie in Altheidelberg aus weißen Kirschenblüten „ein schimmernd Brautgewand“, hier war ein Volksfesttag mit fröhlichem tollem Gejohle: der ganze Burgberg war überzogen mit großblütigen roten, blauen und gelben Anemonen, wie ich sie nie gesehen, und dazwischen flogen



Abb. 20. Richard Bohn, Architekt der Ausgrabungen von Pergamon

gleich ein Dutzend Schmetterlinge, die ich als alter Sammler aus den Abbildungen meiner Bücher nur zu gut kannte und nach denen ich mich immer gesehnt hatte, die es aber in unserem dürftigen Norden nicht gab, sondern nur hier, nahe dem alten Paradiese!

Für die Expedition war für die ganzen Jahre ein Haus im oberen Teile der Griechenstadt gemietet und ein ähnliches hatte Bohn. Unsere Häuser lagen schön am Hange, der gegen Norden zur Burg anstieg. Nach dem Hofe an der Südseite öffneten sich hohe Kellerräume, die gegen Norden sich dunkel in die Erde bohrten. Ich habe in ihnen mit diesem oder jenem Kameraden oft geschlafen, wenn unsere Zimmer oben durch Besuch in Anspruch genommen waren. Vom Hofe stieg man auf einer Holzterrasse auf eine weite Veranda, die den Zutritt zu allen Zimmern bot. Gemeinsam war ein einziges großes Gesellschafts- und Eßzimmer, daneben gab es 3 oder 4 verschiedene große Schlafzimmer.

Das Haus war für die dortigen Verhältnisse stattlich und vor allem hatte es eine prachtvolle Lage. Von der großen Veranda aus sah man über die untere Stadt hinweg die ganze Kaikosebene hinunter bis aufs Meer und konnte am Sonntag Morgen unsern ersehnten Postreiter schon in zwei Stunden Entfernung erspähen. Aber im Innern war es für den Winter grimmig kalt und dieser Winter war besonders schlimm. Der wüste Nordsturm, den ich auf der Seefahrt gehabt hatte, hat bis 1. März weitergetobt. Öfen oder Kamine gibt es dort nicht. Wenn man abends in der Stube saß, blies durch die Fußbodenritzen der kalte Wind aus dem Kellergeschoß herauf. Man hatte ein Kohlenbecken zwischen den Füßen und hielt alle Augenblicke die Hände darüber, um weiter zeichnen oder schreiben zu können.

Das Haus hatte viele Gäste gesehen. Die erfreulichsten Spuren hatten hinterlassen die beiden Maler Kips und

Koch aus Berlin, die im Juli und August 1884 ihre Studien für das große Pergamonpanorama gemacht hatten. Sie hatten mit köstlichen Bildern und Versen die Wände der großen Veranda geschmückt. Humann hat sie photographiert und die Verse wissen alle, die nachher im Hause waren, heute noch auswendig:

„Des Morgens früh ein feiner Fund
Und fröhlich Tun in treuem Bund,
Bei gutem Wein zur Abendstund
Ein lieber Gast in unserer Rund,
Dazu ein Brief mit froher Kund,
Das hält hier Leib und Seel gesund.“

Fabricius hat hinzugefügt:

„Fabrik' den Schluß nicht besser fund:
Gemalt von Kips, dem Schw hund.“

Das letztere war der Spitzname Kipsens in der fröhlichen Tafelrunde, den wohl der übermütige Max Koch von Berlin her verraten hatte.

Die Grabung auf der Burg war in diesem Winter langsam weitergegangen. In den windgeschützten Westteilen der Burg konnte ein Trupp Arbeiter den schönen jonischen Tempel, den nördlichen Abschluß der großen Westterrasse immer mehr freilegen, bis er am 20. Februar fertig dastand als das besterhaltene Stück auf der ganzen Burg. In seiner in den Felsen gehauenen Ecke war er von den oberen Steilhängen her so früh und stark verschüttet worden, daß er nun mit 4 Meter hoch erhaltenen Wänden sich präsentierte und mit einer stolzen Freitreppe von 25 Stufen davor. Manchen Morgen lagen Boehlau und ich auf seinem Stufenfundament und äugten mit aufgepreßter Wange auf die starke „Kurvatur“, die Hochschwellung der Linien, die hier schon der Unterbau des Tempels hat. Alle, die diese Eigentümlichkeit der griechischen Bau-

kunst immer noch bezweifeln, sollten zu diesem klassischen Beispiel in Pergamon wallfahrten!

Am 2. März kam Humann, und da Boehlau gleichzeitig abfuhr, war ich nun mit ihm im deutschen Hause einige Zeit allein. Diese kurze Periode hat den Grund gelegt zu meinem sehr festen Verhältnis zu Humann. Wir saßen abends einander gegenüber, jeder mit einem Buch oder einem Zeichen- oder Schreibblatt vor sich. Aber bald flatterte das Gespräch auf und bohrte sich von einem in den anderen. Humann fragte: „Wie haben Sie eigentlich die Dobrudscha-Wälle aufgenommen?“ Ich erzählte, daß ich kurz vorher in Bukarest einen siebenbürgischen Ingenieur mit rumänischem Namen (Fogaraseame), aber ganz deutscher Bildung kennengelernt habe, der mir sagte: „Die Sache ist sehr einfach: Sie gehen mit einer gewöhnlichen Taschenbussole auf der Wall-Linie entlang, visieren die Richtung, die die Linie zunächst hat, meinetwegen rein N 360° und zählen die Schritte für dieses Stück. In Ihr Notizbuch zeichnen Sie sofort diese Linie in ihrer rein nördlichen Richtung mit Grad- und Schrittzahl ein. Biegt dann die Wallinie, so bestimmen Sie mit der Bussole die neue Richtung, sagen wir NNO 23°, Sie zeichnen diese neue Linie ein und dazu, wieviel Schritte sie lang ist und so immer weiter.“

Humann rief: „Das ist ja *meine* Manier, so nehme ich immer auf der Reise meine Routiers auf und jede alte Ruinenstätte.“ Er sorgte dafür, daß ich bald aus Berlin (von Meßter) eine schöne Diopterbussole bekam, um mein kindliches Taschending zu ersetzen; sie hat mir noch bis heute ihren Dienst getan.

Aber Humann interessierte sich überhaupt für meinen langen Aufenthalt in Rumänien, wo ich auf einem Gut in der Moldau dem Fürsten Bibesco zwei Söhne unterrichtet

hatte. Er hörte gern von dem Hohenzollernkönig Carol und von Carmen Sylva, bei denen ich einen halben Tag im Schlosse zu Sinaia gewesen war, und besonderen Spaß machte ihm die Geschichte, mit der ich ihm den Fürsten Bibesco erläuterte. Gleich in den ersten Tagen, wo ich in Epureni war, fragte man abends nach Tisch, wo beim Kaffee immer noch eine Weile geplaudert wurde, wie mein Abschied von Heidelberg gewesen sei. Ich schilderte den Kommers und sagte, den Schluß habe natürlich das *Lied vom Fürsten Bibesco* gemacht. Dieses Lied setzte ich als bekannt voraus, aber niemand in der Familie wußte

„Vom wackren Fürst Bibesco,
Auf dem Schlosse zu Gradesco,
hinterwärts von Temesvar.“

Ich mußte es sofort singen und erntete großen Beifall. Den Tag darauf bestellte der Fürst vier Kommersbücher in Leipzig, behielt eines für sich und schickte die anderen seinen drei Brüdern. Bei der Besprechung, wie das Lied entstanden sein könnte, ergab sich dann, daß der Vater meines Fürsten Alexander noch regierender Fürst der Walachei gewesen war, durch die Revolution von 1848 vertrieben nach Paris zog und dadurch dem zivilisierten Europa bekannt wurde, und daß dann der deutsche Studentenwitz den Namen Bibesco auf bibere gegründet und gesungen habe:

„Sliwowitz trank Fürst Bibesco,
Serbiens greiser Hospodar,
Auf dem Schlosse von Gradesco,
Bis er schwer betrunken war.“

Der Fürst Alexander Bibesco, 1842 geboren, war somit ganz in Pariser Luft aufgewachsen. Er hatte aber doch bei einem deutschen Musikmeister, dem Braunschweiger Damcke, dessen Biographie er aus Dankbarkeit auch ge-

schrieben hat, Unterricht gehabt und hatte auf dem Gebiete der Musik seine glänzend begabte Gattin gefunden. In der Hauptsache hatte er in Paris Philologie studiert und auch das Abschlußexamen gemacht. Bei meinem Engagement war gleich ausgesprochen, der Fürst bäte, daß ich jeden Nachmittag mit ihm eine Stunde deutsche Literatur triebe, und ich habe dann mit ihm nicht bloß Goethe, sondern auch Mommsen, Gervinus und schließlich das Nibelungenlied mittelhochdeutsch gelesen. Als Gegengabe bot er mir bald an, daß er jeden Sonntag mittag mein Lehrer im Französischen sein wolle. Das wurde in der Weise ausgeführt, daß ich einen Roman von Coppée oder Merimée vorlas und er korrigierte und erläuterte. Ich habe dadurch so gut französisch gelernt, daß ich es nachher jahrelang fast wie meine Muttersprache sprechen konnte.

Diese Einblicke in eine ungeahnte fremdländische Kultur bewegten Humann aufs lebhafteste.

Der Entdecker und Wegbereiter Carl Humanns wurde Alexander Conze, der einige Zeit vorher in einer Besprechung des Berliner Skulpturenkataloges die unzulängliche Museumstätigkeit Böttichers rücksichtslos an den Pranger gestellt hatte (Preuß. Jahrb., Bd. 29, S. 506 ff.), und den die Preußische Regierung bald darauf gebeten hatte, selbst die Nachfolge Böttichers anzutreten. Conze, von Geburt Hannoveraner, hatte nach Anfängen in Göttingen und Halle jetzt zehn Jahre lang die Professur für klassische Archäologie in Wien innegehabt und dort ausgezeichnet, besonders auch für die Landesforschung gewirkt. Er war einer der ersten gewesen, die gleich nach ihrer Studienzeit nach Griechenland, ins Inselmeer hinausfuhren. Auf Lesbos, Imbros, Samothrake war er wie zu Hause. Als er nun in Berlin sein neues Amt antrat, ging er durch alle seine Magazine und Keller, stutzte und staunte vor den Perga-

monplatten, stellte aus den Akten fest, wer sie gesandt habe und schrieb sofort an Humann den ersten schicksalsvollen Brief.

Humann antwortete, er habe stets lebhaft gewünscht, daß seiner Feststellung weiter nachgegangen würde, aber nie daran gedacht, das selber und allein zu tun; ob man nicht einen Archäologen schicken könne, der mit ihm zusammen die Sache mache. Aber Conze blieb dabei, er möge zunächst selbst, möglichst ohne Aufsehen, fortfahren; er werde es schon können.

Diese erste Rolle, die Conze in der Sache gespielt hat: das rasche Erkennen der großen Kunstwerke, der Entschluß, sofort zu graben, das Vertrauen zu der Persönlichkeit des Entdeckers, hat den Mann Conze in Humanns Augen für alle Zeit turmhoch gestellt über alle, die sich sonst um Pergamon gemüht haben. Welcher andere hätte die Selbstlosigkeit Conzes gehabt und wäre nicht sofort hingefahren, um selbst „derjenige, welcher“ zu sein? Die Folge ist auch gewesen, daß im allgemeinen Urteil, und zwar bis heute, die Verdienste Conzes um Pergamon viel zu gering eingeschätzt werden. Um so wertvoller ist es mir, daß ich trotz der Verschiedenheit der Naturen der beiden Männer und der gelegentlichen Reibungen, die sich daraus ergaben, aus Humanns Worten und Betragen immer die höchste Anerkennung Conzes entnehmen konnte.

2. Arbeit und Umwelt

Am 9. März 1886 kam ein Zuzug, der für Monate viel neues Leben in unseren Kreis und eine interessante Erweiterung unserer Arbeiten bringen sollte. Es waren der Premierleutnant Walter von Diest von den Düsseldorfer Ulanen mit dem Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam Otfried Prinz v. Schönaich-Carolath und dem

jungen Architekten Wilhelm Senz; dazu ein Neffe des Kölner Oberbürgermeisters, Herr Becker und ein Herr v. Doetinchem. Diest hatte sich der Berliner Akademie gegenüber erboten, die von Humann geplante Karte des alten pergamenischen Königreiches 1:150 000, die Humann selbst bei den gedrängten Notwendigkeiten dieses Jahres unmöglich mehr fertigbringen konnte, herzustellen. Der Prinz Carolath wollte ihn dabei unterstützen und Senz sollte Humann eine andere Arbeit abnehmen, nämlich den großen Plan der Hochburg 1:1000. Die beiden anderen Herren, Becker und v. Doetinchem, waren als „Schlachtenbummler“ mitgegangen, um vielleicht kurze Zeit mitzuarbeiten, vor allem aber ein Stück Orient kennenzulernen.

Die Herren waren für ihre Aufgabe erheblich zu früh gekommen. Das Wetter war damals schlechter, als es bei uns in der Jahreszeit zu sein pflegt; an ein dauerndes Arbeiten im Freien oder gar ein Reisen mit Kampieren in Zelten war nicht zu denken. So kamen die letzten beiden gar nicht in Tätigkeit, sondern kehrten nach acht Tagen einfach wieder um. Mit Doetinchem, der mir besonders gut gefiel, habe ich aber wenigstens eine kleine Sache ausgeführt. Auf einem türkischen Friedhofe kannte ich auf einem Grabhügel eine große Steinplatte, 2 Meter lang und 1 Meter breit, an deren Unterseite große antike Buchstaben zu fühlen waren. Ich vermochte sie allein nicht umzudrehen, auch durfte man so etwas auf einem türkischen Friedhofe überhaupt nicht tun. Ich fragte Doetinchem, ob er bereit wäre, einen Abend, wenn es dunkel geworden sei, mir zu helfen, und er sagte sofort ja. Wir kamen unbemerkt an die Stelle, kratzten mit den Händen den Block frei und wälzten ihn glücklich auf den Rücken. Als ich grade ein Bein über die Friedhofmauer gesetzt hatte, um mich drüben tief hinunterzulassen, fiel ein gro-

ßer Meteor vom Himmel und erleuchtete mit einem Schläge die ganze Gegend. Ich prallte erschreckt zurück. Nun ist der Frevel doch entdeckt und im nächsten Augenblick wird ein Schuß knallen! Aber es war nur eine kurze himmlische



Abb. 21. Carl Schuchhardt

Behelligung gewesen, kein Mensch zeigte sich und wir kamen unangefochten nach Hause. Humann, der schon mit dem Abendessen gewartet hatte, fragte: „Wo sind Sie so lange gewesen?“ Ich erzählte, froh über das gute Gelingen, was wir getan, wurde aber überschüttet von zornigen Vorwürfen: „Nie soll man die Türken so herausfor-

dern! Nichts ist ihnen heiliger als ihre Friedhöfe! Ich bin verantwortlich für unser gutes Verhältnis zu ihnen“ usw.¹

Ich sah den heiligen Ernst, mit dem Humann sich in das fremde Volk einfühlte und hatte eine Erklärung für das beispiellose Vertrauen, das man ihm schenkte. Aber im Untergrunde meiner jugendlichen Nichtsnutzigkeit sagte ich mir doch: den nächsten Streich werde ich nicht wieder so offen bekennen!

Humann hatte sich in der Tat nach allen Richtungen in Land und Leute eingefühlt. Er wußte, was man ihren Anschauungen und Gepflogenheiten schuldig war und wie man sie gewinnen und sich dauernd sichern konnte. Mit Berlin hatte er's in diesem Punkte manchmal schwer gehabt. Das Preußische Beamtentum war noch zu unelastisch für den ihm neuen Orient. Auf einen nach den Verhältnissen sehr zweckmäßigen Antrag hatte er zu lesen bekommen: „Als wir Ihren Brief erhielten, waren wir starr...“ Nach 1886 habe ich erlebt, wie Humann Mühe hatte, die Anerkennungszulage, „Bakschisch“ genannt, die man nach jeder größeren guten Leistung gibt, nach der langen Kampagne für die beiden „Meister“ in Gestalt von 200 Mark für jeden durchzusetzen. Es gab in den deutschen Rechnungsbüchern für dergleichen keine Rubrik, es gab aber die Oberrechnungskammer! Das hübscheste, was mir Humann erzählte, war dies. Als er eines Tages aus der Beute einer syrischen Reise ein Hauptstück mit

¹ Die Inschrift (Perg. Inschr. Nr. 341) erwies sich dann als gar nicht uninteressant. Ich kopierte sie nach einigen Tagen in der Mittagssonne. Der 22 cm dicke Block erwies sich als das Vorderteil eines Altars, geweiht dem „gütigen Geschick“ und dem „gütigen Daimon“ von einem Philemon Anthu Skutlarios. Dieses Skutlarios, das wir nicht zu deuten wußten und das nicht im Lexikon stand, wurde uns mit der nächsten Post von Berlin aufgeklärt als „Fliesenleger“: Scutulæ (von scutum „Schild“) sind die rautenförmigen Bodenplatten.

kühnen Gründen dem türkischen Vertreter zu entwenden trachtete, rief Conze in seiner braven Deutschheit: „Aber, liebster Humann, das muß er doch merken, daß Sie ihn da übervorteilen wollen.“ — „Ja gewiß, lieber Conze, merkt er's, aber er würde mich doch für einen Esel halten, wenn ich's nicht so machte.“ Und Humann bekam das Stück. Ich glaube, es war die Löwenjagd von Sendschirli.

Er war hervorragend gerüstet für solche Verhandlungen durch seine große Menschenkenntnis, seinen erfinderischen Sinn, seine glänzende, mit sieghaftem Witz aufleuchtende Geistesgegenwart. Dazu sprach er flott Französisch, Griechisch und Türkisch, freilich mit merkbar westfälischem Akzent, dessen er sich selbst aber nicht bewußt war. Humann war aus Königssteele bei Essen und seine Gattin aus derselben Gegend. Daher war Westfälischer Schinken schon morgens zum Kaffee auf unserem Tische, — wenn Humann nicht da war, mußte ich als Hausverwalter eine halbe Stunde früher aufstehen, um ihn zu schneiden, — abends stand oft Dortmunder Löwenbräu zur Verfügung, und „Freund S—chnütgen“, der große Kölner Domherr, der ebenfalls aus Steele stammte, schickte alle Jahre ein gutes Fäßchen Rheinwein.

Trotzdem Humann gut türkisch sprach, hatte er es doch nicht lesen und schreiben gelernt. Ein Zeichen, wie das Türkische ein abschreckendes gelehrtes Studium erfordert; die Türken leisten heute ihrer Sprache offenbar einen großen Vorschub mit der Einführung der europäischen Buchstabenschrift. Wenn nun ein Telegramm nach Pergamon kam, sagte Humann dem Postboten: „Mach es auf und lies es mir vor.“ Der Bote las: „Komme heute abend mit zwei Damen“, Unterschrift M. l. s. n. — die Türken schrieben bekanntlich nur die Konsonanten und keine Vokale — es mußte also geraten werden: Malsen, Molsen,

Mulsen, Milson — Herrgott Maltzahn ist es, der unangenehme Kerl, der drohte mir immer schon; damit werden einem ja drei Tage verdorben! Abends aber, als der Wagen kam, entstieg ihm Humanns alter Freund, der Eisenbahndirektor Möllhausen mit Frau und reizender Tochter!

Auf der anderen Seite, in den Ausgrabungsfragen, hatte es umgekehrt Berlin mit Humann nicht ganz leicht. Es war ganz natürlich: wer Pergamon entdeckt und die Ausgrabungen mit einem überwältigenden Erfolge begonnen hatte, der wollte seinem Spürsinn nun auch weiter nachgehen und hätte gern an den vielen lockenden Stellen, die es noch gab, Schlag auf Schlag den glückhaften Spaten angesetzt: an den großen Tumuli in der Ebene, in denen man die Königsgräber vermuten konnte, im „Garten der Königin“ an der Nordspitze der Burg, um den sich so viele Volkssagen rankten, beim Asklepieion westlich vor der Stadt, wo der große Arzt Galenus gewirkt und Pergamon zu einem der besuchtesten Badeorte gemacht hatte. Dies begeisterte Vorwärtsdrängen herrschte allgemein in dem jugendlichen Blute, das in der pergamenischen Arbeitsgenossenschaft pulsierte. In Berlin war man bedächtiger und mahnte ständig zu ganz systematischem Vorgehen. Conze war 10 Jahre älter als Humann, Humann 10 Jahre älter als Bohn, und Bohn 10 Jahre älter als wir Archäologenfuchse. Aber für wagemutiges Wünschen und Tun hatte Humann selbst immer das jugendlichste Herz.

Conze wollte den Plan der Hochburg, und wenn möglich, auch anschließend der ältesten Stadt zunächst klar herausgearbeitet sehen, sonst, meinte er mit Recht, werde man zu dieser vielfach entsagungsvollen Aufgabe, vielleicht nie mehr kommen. Er verlangte deshalb nach Freilegung des Marktes unterhalb des Altars, daß nun die riesige lange Westterrasse, auf der auch der ganze von der Altargrabung

abgewälzte Schutt lagerte, von oben her langsam gesäubert werde. Zähneknirschend folgte man dem in Pergamon. Als aber am nördlichen Ende der Terrasse, und offenbar als ihr Abschluß ganz ungeahnt ein wunderschöner Tempel erfüllt wurde mit über mannshoch aufrecht stehenden Wänden und einer imposanten Freitreppe in der Front, da war kein Halten mehr: man ließ die ganze Schutthalde zwischen Theater und diesem Tempel vorläufig stehen und warf sich darauf, ihn, den neuen gottgesandten Liebling, rasch und völlig zu gewinnen.

Das Ergebnis trog dann auch nicht. Der Tempel war herrlich: der weitaus besterhaltene und der einzige jonische auf der Burg. Die Bauglieder gestatteten Bohn alsbald eine lückenlose zeichnerische Rekonstruktion und die großen Bronz Buchstaben der Weihinschrift auf dem Architrav hatten mit ihren Einsatzlöchern so gute Spuren hinterlassen, daß Fabricius daraus die Weihung an Caracella erkennen konnte.

3. Mit W. von Diest und Prinz O. Carolath

Seit Diest und Carolath da waren, und seit bestimmt war, daß ich sie auf ihren Fahrten begleiten sollte, kam die Rede abends oft auf die Binnen-Türkei, auf das Reisen und die Leute dort. Human erklärte, man käme als Deutscher ausgezeichnet durch, nur müsse man sich Mühe geben, den Leuten begreiflich zu machen, was das sei, ein „Deutscher“.

Er hatte etwas vom Zauberer an sich. Er stand in seiner Naturfrische den Leuten so nahe; was er sagte, war ihnen so verständlich und doch so überlegen und erhebend, daß sie damit eine imponierende Verkörperung des neuen großen Volkes in Mitteleuropa erhielten.

Diest und seine Genossen hatten schon auf der Reise

nach Kleinasien und dann bei ihrem Aufenthalt in Smyrna einen Begriff bekommen von Humanns Stellung in Pergamon. „Ja, wenn Sie zu dem fahren,“ hieß es, „dann sind Sie geborgen“. Und als ich dann mit Diest und Carolath monatelang weit im Hinterlande von Pergamon herumzog, hat man uns nie nach einem Paß des Sultans oder auch nur nach einem Ausweis des Wali von Smyrna oder des Kaimakam von Pergamon gefragt. Unsere blonden Köpfe und die Erklärung, wir gehörten zu den Ausgrabungen auf der großen Burg genügten allemal, um den Willkomm auszulösen: „Ja, wenn ihr Humannleute seid, dann ist alles in Ordnung.“

Diests Arbeit für die Landschaftskarte kam langsam in Gang. Er hatte zuerst allein in der näheren Umgegend von Pergamon topographiert. Als dann im April der Frühling endlich anbrach, sollten die größeren Fahrten zu Dreien beginnen. Ich war Diest und Carolath zugeteilt, um die Ruinenstätten, die wir anträfen, zu untersuchen und besonders aufzunehmen. Die erste Fahrt von etwa 1 Woche ging den Kaikos hinunter zur Skala von Elaia, dann die Küste entlang bis Gryneion und nun östlich ins Gebirge nach Nemrud-Kalessi (Aigai) und von hier direkt nördlich auf bisher unbekanntem Wege nach Pergamon zurück.

Bei der Skala von Elaia, dem alten Königshafen von Pergamon, bauten wir am ersten Abend unser dreischläfriges Zelt auf. Da Diest vom Wege ab in die Berge gegangen war, langten Carolath und ich zuerst an und machten uns sofort daran, eine gute Abendsuppe zu kochen von einer großen Räucherzunge. Zu unserem Kummer wollte die gar nicht weich werden, und wir schlugen deshalb zur Sicherheit noch 10 Eier in den Topf, damit die Suppe Gehalt bekäme. Bis Diest dann bei einbrechender Nacht endlich kam, hatte die Zunge doch allerhand an die Suppe ab-

gegeben, und er war zufrieden mit der Fürsorge für seinen ausgehungerten Magen.

Beim nächsten Nachtquartier hatten wir andauernden Regen, so daß wir das Zelt am Morgen noch quatschnaß zusammulegen und aufs Packpferd verladen mußten. Wir selbst gingen bei diesen Touren immer zu Fuß, weil wir andauernd untersuchten und aufnahmen. Die beiden Pferde mit ihren Kisten und dem Zelt wurden von zwei griechischen Arbeitern aus Pergamon betreut.

Beim nächsten Nachtlager, hoch in den Bergen, am Fuß der stolzen Aigaiburg, wachten wir morgens vorzeitig auf von einem eisigen Hauche, der von der Zeltwand kam. Das nasse Zelt war ganz steif gefroren, und die Ringe, die unsere Wein- und Wassergläser auf der als Eßtisch dienenden Kiste hinterlassen hatten, waren zu Eis geworden. Und das war am 6. Mai.

Wir sind dann zu dem wundervollen Aigai hinaufgestiegen, wo Stadt- und Burgmauern, Tempel, Markt, Theater, Stadion noch stehen, als ob sie erst vor wenigen Jahrzehnten verlassen wären. Mit schwerem Herzen verließ ich es nach so kurzem Besuch. Ich ahnte nicht, daß ich noch den ganzen Juli zu ausgiebiger Arbeit hierher zurückkehren sollte.

Zum Rückweg schlugen wir uns rein nördlich durch wildes Gebirge und Tal, immer im Gebiet des Kodscha-Tschai („dicker Fluß“), des alten Pythikos, der gegen Süden fließt und dann an Aigai vorbei gegen Westen das Meer erreicht. Als wir die Wasserscheide überschritten hatten und an die Täler kamen, die nördlich zum Kaikos gehen, sahen wir an einem Sonntag in aller Frühe unsere Attalidenburg greifbar vor uns, als ob wir in einer halben Stunde da sein könnten. Es war ein wundervolles, köstliches Heimatgefühl nach den ungewohnten Strapazen die-

ser ersten Wildwest-Exkursion. Aber erst nach tüchtigen 6 Stunden kamen wir gerade noch zum Mittagessen bei Humann zurecht.

Eine zweite Exkursion machte ich mit den beiden Herren gegen den Norden und Westen von Pergamon. Wir gingen in das weite Hochtal des Kosak, die köstlichste Weingegend bei Pergamon, freuten uns an den stattlichen Ruinen von Bergas b. Aschaga Beiköi, das ich nachher als das alte Perperene (mit einer Weintraube im Wappen!) erweisen konnte, und verfolgten dann, was noch nie jemand getan hatte, den Kosak-Tschai durch wilde Schluchten und Gehänge gegen Westen bis zu seiner Mündung ins Meer.

Dort, in der Nähe von Ajasmat, kamen wir zu einem türkischen Bey ins Quartier auf ein stattliches Gut und wir lernten hier zum ersten und einzigen Male kennen, wie es ist, wenn ein Mann mehr als eine Frau hat. Der Bey hatte ihrer zwei, und er mußte infolgedessen 3 Häuser halten: je eines für die Frauen mit ihren Kindern und eines für sich, denn er konnte die beiden Frauen nicht in ein Haus zusammenbringen, dann hätten sie sich die Augen ausgekratzt. Und er konnte auch nicht mit einer von ihnen zusammenwohnen, dann hätte die andere ihm die Augen ausgekratzt. Statt einer Frau zwei zu haben, erfordert also nicht den doppelten, sondern den dreifachen Aufwand. Das wissen alle, die sich mit *einer* Frau begnügen.

Der Bey war ein sehr jovialer Herr; er verbrachte den Abend mit uns. Diest mußte die Unterhaltung bestreiten, da er allein türkisch sprach. Am anderen Morgen aber machte sich Carolath an den Dank, den wir für solche Gastfreundschaft der Herrschaft zu zollen pflegten, durch Photographieren der Familie. Der Bey ließ seine Kinder aus den beiden Frauenhäusern, aber ohne die Frauen, die wir ja nicht sehen durften, zusammenkommen und wurde

mit ihnen in malerischer Gruppe in seinem schönen Garten aufgenommen. Dann zogen wir gen Süden durch wasser- und waldreiches Bergland, kampierten noch einmal in der Wildnis in der Nähe von Boskoi. Auf gebahnten Wegen kehrten wir nach Pergamon zurück.

Die dritte und größte Fahrt hab' ich mit den beiden Offizieren fast den ganzen Juni über in den Osten gemacht. Hier haben auf Humanns dringenden Wunsch, der eine feste Basis für die Diestsche Karte verlangte, Carolath und ich das Opfer gebracht, 5 Tage lang bei tüchtiger Temperatur mit 2 Griechenburschen die Strecke Pergamon-Kirkagatsch, etwa 60 Kilometer mit der stählernen Meßkette von 20 Meter auf der Chaussee entlangschreitend zu messen. Diest ging von unserer Linie ab jeden Tag, bald süd-, bald nordwärts ins Gelände und hakte seine Aufnahmen dann immer in unsere festen Punkte ein.

Als diese Sklavenarbeit getan war, wurden wir belohnt durch eine Reihe schöner alter Ruinenstätten, die bis dahin noch fast alle unbekannt, die weite oberste Kaikos ebene und den sanften breiten Übergang gegen Süden zum Hermos nach Sardes und Magnesia hin umdrängen: Apollonia, Stratonike, Nakrasa, Attalia, Apollonis. Wir haben sie aufgenommen und Inschriften von ihnen in den benachbarten Ortschaften gefunden, haben die Kaikosquellen besucht, die so stark wie die berühmte Pader bei Paderborn aus dem Boden kommen, und haben mit alledem die lebendige Anschauung gewonnen für die wichtigste Grenze des Pergamonreiches, die hier von Attalos I. gegen die Gallier verteidigt wurde, und zugleich für die Urzusammenhänge des prähistorischen Telephos-Gebietes mit dem Tantalischen am Hermos. Auch zu Krösus und Sardes schweift schon von Thyateira aus der Blick, und den darüber hängenden zackigen Tmolos mit seinen bis in den Sommer er-

haltenen Schneestreifen und -kuppen vergißt nicht mehr, wer ihn einmal gesehen.

4. Hochsommer in Aigai und Pergamon

Für die Zeit der größten Hitze, den Juli, war geplant, daß Bohn, Senz und ich für vier Wochen nach Aigai hinaufgehen sollten, um das dort Erhaltene aufzunehmen. In Pergamon kann man es zwar auch den Hochsommer über aushalten. Wir hatten gewöhnlich morgens 24° R. und mittags 28° oder etwas mehr, dabei immer Luftbewegung. Aber hoch oben in Aigai kühlte sich's doch über Nacht so wesentlich ab, daß man abends im Freien nicht barhäuptig sitzen konnte. Deshalb schlitzte mir Senz, da ich nur meinen Tropenhelm mit hatte, einen seiner roten Photographieplattenbeutel auf und stülpte ihn mir auf den Kopf. Wir hausten da oben in prachtvoller Natur und primitiv bekömmlicher Wirtschaft. Sechs Arbeiter hatten wir mitgenommen zum „Steine umwenden“, — denn nur das, nicht eigentliches Ausgraben war uns gestattet, — dazu einen Koch, einen Burschen und einen schwer bewaffneten Kawassen zur Abschreckung etwaiger Raubgelüste der Umwohner. Ein großes Zelt, in dem 3 Betten stehen konnten, wurde aufgeschlagen. Der türkische Kommissar Bedry-Bey und der Koch erhielten jeder eine Laubhütte. In einer alten trockenen Zisterne unter dem Lagerplatze wurden Hühner und hier und da ein Hammel gehalten.

Bohn und Senz nahmen die Bauwerke auf. Ich verfolgte zunächst, mit einem kleinen Beil ausgerüstet, durch Dornen und Büsche die Spuren der verschiedenen Stadtmauerringe. Am Schluß unseres Aufenthaltes nahmen wir den Apollotempel unten am Kodschatschai auf. Dort, wo kein Wind ging, war es besonders heiß. Um die Architravinschrift zu kopieren, deren Blöcke in der Sonne lagen,

ging ich immer für ein paar Minuten hin, skizzierte einige Buchstaben und flüchtete dann in einen Baumschatten, um sie auszuzeichnen. Ich maß bei der Gelegenheit die Temperatur bei den Steinen in der Sonne: es waren 56°C . Und diese Temperatur war so unerträglich, daß ich seitdem Angaben von Reisenden, die von 50 oder gar 60°C . im *Schatten* sprechen, nicht mehr glaube.

Aigai ist nach unserer dortigen Arbeit, die wir nachher gemeinsam in einem Ergänzungshefte des Archäologischen Jahrbuches veröffentlicht haben, berühmt geworden durch die drei Stockwerke hoch erhaltene Mauer seines Marktgebäudes, eine Erscheinung, wie man sie nirgend sonst in dieser Monumentalität zu sehen bekommt (Abb. 22). Es ist die Mauer, die nicht nach dem Marktplatze, sondern bergabwärts nach der Stadtmauer zu lag, und in der unten die Türen und Fenster der Läden auf die Kaufstraße mündeten. Was man in Pergamon mühsam aus den Fundamentresten erschließen mußte, stand hier in voller Anschaulichkeit aufrecht. Der Eintritt in das Gebäude oben vom Marktplatze her lag zwei Stockwerke höher und öffnete sich mit einer Säulenhalle auf den Platz. Auf ihrem Architrav kündete eine Inschrift die Einweihung durch einen Festakt zu Ehren des Apollon und verzeichnete die Siege der dabei aufgetretenen Gladiatoren. Es waren viele schöne Inschriften in Aigai vorhanden, so daß ich vollauf zu tun hatte. Die wichtigste stand auf einer Tempel-Ante und verewigte in äolischer Sprache die Weihung von sechs silbervergoldeten Masken der Demeter, der Kore und der anderen im Tempel verehrten Götter, durch einige Mädchen. Der Genetiv $\Delta\Omega\text{MATPO}\Sigma$ freute uns dabei besonders und die Form $\text{NAYO}\Sigma$ für den Tempel. Die Inschrift, die in Trachyt gehauen und stark verwittert war, erschien auf den ersten Blick nur als eine Kratzerei. An den Abend, wo ich ihre glückliche Ent-

zifferung vorlegen konnte, wurde mir ein kleines Marmorplättchen mit einer Figur, die herabschwebend einen Kranz verleiht, von Bohn und Senz feierlich überreicht. Es liegt heute noch als Briefbeschwerer auf meinem Schreibtisch.

Nach vier Wochen in Aigai trafen wir in Pergamon wieder ein und erfreuten uns nach den dortigen Anstrengungen nun der Ruhe, die hier während der Hundstage in der Arbeit herrschte. Frau Humann war mit ihren drei Kindern für die Schulferien eingetroffen und brachte einen behaglich deutschen Familienton in das Hauswesen. Sonnabend abends kam regelmäßig Bohn mit Frau und Schwägerin zu uns herüber. Humann, Bohn und ich spielten dann Skat, die anderen spielten Whist oder Ecarté oder unterhielten sich. Humann spielte überaus gern Skat und ließ sich das am Wochenende nicht nehmen, auch wenn Conze, Michaelis, Kiepert und wer sonst noch da war. Er spielte gut, mit ruhiger Überlegung und Überlegenheit. Aber für den Null hatte er eine solche Leidenschaft, daß er ihn oft höchst leichtsinnig ansagte, und wenn wir ihn dann schon beim 3. oder 4. Stich hineinlegten, seufzte er: „Weiß Gott, beim Null haben sie Menschenverstand!“

Wir spielten natürlich niedrig, ich glaube $\frac{1}{4}$ Pfennig den Point; aber die Bezahlung wurde ernst genommen und erschien zu meinem großen Vergnügen öfter auf meiner Monatsrechnung. Ich führte nämlich gar kein Geld in der Tasche, da man ja nichts brauchte. Der Assistent war auf freie Station angestellt, die mit $7\frac{1}{2}$ M. pro Tag gerechnet wurde. Der Monatszettel lautete also:

Einnahme :	<u>225,00 Mk.</u>
Ausgaben :	
Haushalt
Bier
Cognak
Briefporto
Stiefelbesohlen
und am Schlusse „Skat“	3,45 Mk.



Abb. 22. Hellenistische Quaderwand des Marktes zu Aigai

Das war das, was Humann einem im Laufe des Monats abgewonnen hatte. Als ich nach dem schönen Pergamonjahre nach Athen übergesiedelt war und Humann einen großen herzlichen Dankbrief geschrieben hatte, stand in seiner ebenfalls sehr herzlichen Erwiderung: ... „Hoffentlich bleiben wir auch über dieses Jahr hinaus, das Sie noch nachbarlich im Orient zubringen wollen, in einiger Verbindung, und wenn Sie uns dann eines Tages als würdiger Professor einer deutschen Hochschule schreiben, will ich mich mit freudigem Stolze daran erinnern, daß ich Sie eine Zeitlang unter der Knute gehabt habe und daß Sie von mir viel hätten lernen können, wenn der Himmel in seinem unerforschlichem Ratschluß Ihnen mehr Talent zum Skatspiel gegeben hätte. Non omnia possunt omnes“.

Am 4. September kamen Conze, Gräber, Michaelis und v. Duhn; Conze, wie alljährlich, um nach dem Rechten zu sehen und diesmal insbesondere, um den Abschluß zu überwachen; Gräber, um als Spezialist die Wasserleitungen von Pergamon zu untersuchen; Michaelis und Duhn, um als deutsche Professoren sich einigen neuen Nährstoff einzuverleiben. Humann schickte mich ihnen nach Dikeli entgegen und versah mich mit einigen Anweisungen. Ich holte die Herren ziemlich weit draußen auf dem Dampfer ab, wir brachten das Gepäck an Land, fuhren dann aber gleich wieder hinaus, um im Meere zu baden. Das machten wir in Dikeli wie in Smyrna immer so; da der Strand schlecht war, sprangen wir draußen aus dem Boot, schwammen ein paar Mal um es herum und kletterten dann wieder hinein. Dabei mußte hier dem etwas korpulenten Michaelis stark nachgeholfen werden, damit er nicht das Boot zum Kippen brachte. Dann stiegen wir zu Pferde und strebten gen Pergamon. Nach zwei Stunden hielten wir auf der Mitte des Weges an dem Hauptkaffee. Ich sagte:

„Was wünschen die Herren, Kaffee, Wein, Dortmunder Bier?“ — „Was, Dortmunder Bier?“ rief Michaelis und nahm es für einen Scherz, „Wir trinken Dortmunder Bier!“ Alsbald kam grinsend der Wirt und setzte zum Staunen der Neulinge wohl gekühlt fünf Flaschen auf den Tisch, die ich natürlich am Morgen aus Humanns Keller mitgebracht hatte.

Zu Hause angekommen, gab Conze Humann zunächst seine Uhr zur Aufbewahrung: die brauchte er nun bis zu seiner Rückreise nicht mehr. Beim Abendessen aber überreichte er Humann ein Zweiglein aus dem Lorbeerkranz, den man einige Wochen vorher bei der Eröffnung der Pergamonausstellung in Berlin vor Humanns Büste niedergelegt hatte, — was Humann zu Tränen rührte.

Am anderen Morgen gab's lebhaftige Klagen über gestörte Nachtruhe. Michaelis, der mit Duhn das Zimmer teilte, kam zuerst zum Kaffee und berichtete von großer Wanzenschlacht; Duhn wollte noch eine Stunde liegen bleiben, um etwas Schlaf nachzuholen. Als dann auch Duhn kam, erkundigte sich Humann, wie er geruht habe. Duhn meinte, es gäbe ja hier schrecklich viele Wanzen. „Wanzen?“ sagte Humann, „Gott bewahre, wir haben keine Wanzen!“ — „Aber ich habe ja dreißig oder vierzig totgemacht und noch mehrere auf meinem Nachttisch liegen!“ — „Dann zeigen Sie mir die mal!“ — Duhn ging hin und holte ein paar. Humann nahm sie in die Hand, setzte seinen Kneifer auf und sagte pfiffig: „Ah, die Sorte kenn ich: das ist der Typus *Mytilenaicus*, — die haben Sie gestern von Mytilene mitgebracht, — bei uns gibt's keine Wanzen!“

Im übrigen war die Zeit des Beisammenseins dieses Kreises sehr schön, durchschwebt von Herzenstönen. Conze und Michaelis waren alte Reisekameraden, die ersten beiden Stipendiaten, die das Archäologische Institut i. J. 1860

nach Griechenland hinausgeschickt hatte, und Duhn war mein alter Heidelberger Lehrer, den ich nun auch seit Jahren nicht gesehen hatte. Auf einen Sonntag lud Conze die ganze Gesellschaft zu einem Ausfluge mit großem Picknick im Buschwalde ein, zur Feier des Geburtstages von Frau Michaelis, der ein Telegramm nach Straßburg gesandt wurde. Alles hatte sich beritten gemacht, auch die Bohnschen Damen waren mitgekommen; nur Humann blieb zu Hause, ihm war so etwas zu anstrengend; er mußte jeder Erhitzung und damit drohenden Erkältung aus dem Wege gehen. Dazwischen kam die Frau Musika hier und da zu Ehren. Diest und ich sangen gern und pflegten das deutsche Volkslied. Die Bohnschen Damen, die Levantine-rinnen waren (Vater Westfale, Mutter Italienerin), hatten sehr hübsche französische und griechische Lieder, die sie zweistimmig sangen. Besonders eines erklang oft:

„Si tu le vois, dis lui que je l'adore,
 Rapelle lui, qu'il ma promis sa foi,
 Demande lui, s'il se souvient encore,
 S'il se souvient d'avoir vécu pour moi.“



Ich höre sie noch, die höchst sentimentale schmelzende Melodie, und höre auch die brummelnde Baßstimme Carolaths, die dann sagte: „Nu woll'n wir aber weiterspielen“, — nämlich Ecarté, das er immer mit den beiden Damen vorhatte. Er war ein prächtiger Naturbursche, der Abgott von Humanns Kindern, denen er nachher sein Bild als Leutnant des 1. Garde-Regiments z. F. mit der Blechhaube geschickt hat. Singen tat er nicht und sich unterhalten auch nicht. Ecarté und Nargileh waren abends seine Pole. Wenn er zwischendurch was sagte, war es ein so undeutliches Gemurmél, daß Diest mit Vorliebe fragte: „Sagten Sie was, Fürscht, oder rauchten Sie Nargileh?“

5. Mit Heinrich Kiepert auf Lesbos

Für die zweite Hälfte September wurde der Generaldirektor der türkischen Museen, Hamdy-Bey erwartet, dessen Besuch man diesmal besonders sorgenvoll entgegen-

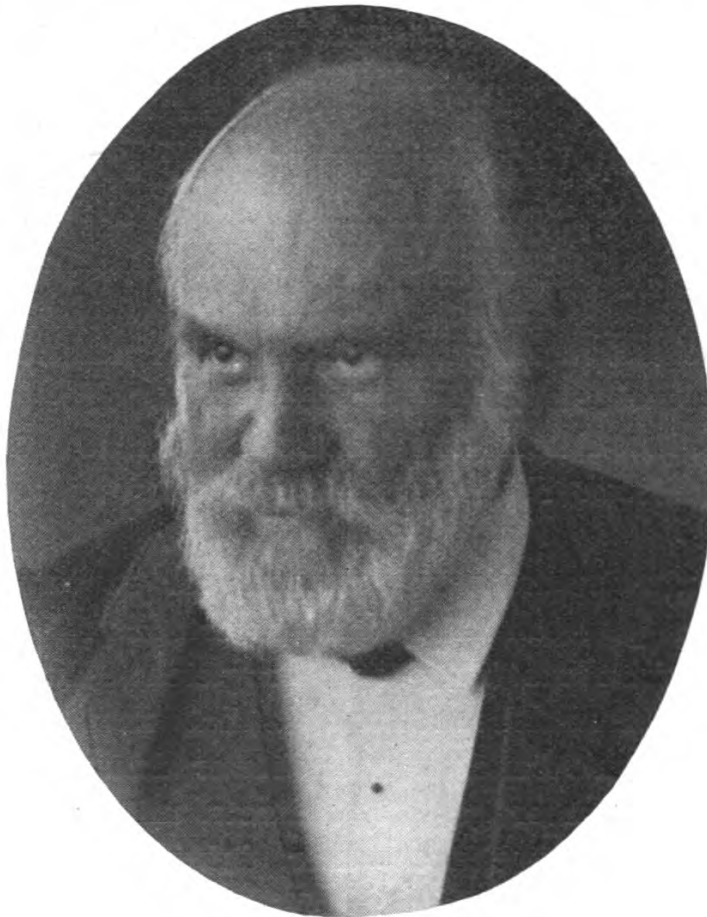


Abb. 23. Heinrich Kiepert

sah, denn es galt die Teilung der ganzen Ausbeute von 3 Jahren. Als wir am 16. an der Mittagstafel saßen, erscholl auf dem Hofe Pferdegetrappel und ein schwerer Schritt dröhnte polternd auf unserer Holzterrasse. „Ach Gott, jetzt kommt er!“ Conze und Humann gingen auf die Veranda. Aber alsbald hörte man Conze: „Ach, das ist ja lange nicht

so schlimm! Guten Tag, guten Tag, wie geht's denn?“ So begrüßte er Heinrich Kiepert, seinen Akademie-Kollegen und Humanns langjährigen großen Freund in allen Fragen der kleinasiatischen Topographie. Kiepert hatte sich 68jährig noch einmal auf die Reise gemacht, um für neue Auflagen seiner großen Lesbos- und Kleinasienkarten Lücken auszufüllen, die ihn seit lange schmerzten. Auf Lesbos wollte er eine Rundtour durch das Gebirgsinnere machen, in Kleinasien vor allem Kolophon, die alte Hauptstadt Joniens, zu finden suchen und anderseits nach den Quellen des Paktolos, des alten Goldflusses des Krösus, forschen. Er war von Konstantinopel übers Marmarameer nach Kyzikos gefahren und von da über Balikesri durchs Land geritten mit einem in Konstantinopel gewonnenen deutschen Begleiter. Dieser ging jetzt in seine Stadt zurück, und für die weiteren Fahrten sollte ich Kiepert beigegeben werden.

Mir ist nie jemand vorgekommen, der so von Arbeitswut besessen gewesen wäre, wie Kiepert. Als ich später in Berlin in sein Haus kam, sagte er gleich: „Kommen Sie immer glatt zum Abendessen, da hat man am besten Zeit“. Zu diesem Abendessen brachte er dann das Kartenblättchen, an dem er gerade zeichnete, mit an den Tisch und tuschte und nuschelte weiter, dabei sich immer lebhaft unterhaltend. Am liebsten hätt' er das auch in Pergamon so gemacht, aber Humann entzog ihm elegant den Pinsel und gab ihm statt dessen den Löffel in die Hand.

Wir brachen also alsbald nach Lesbos auf, gelangten gegen Abend in den netten Gasthof der Hauptstadt Mytilene, bestellten für den anderen Morgen 3 Pferde für uns und den Pferdeknecht auf 8 bis 10 Tage und begaben uns nach gutem Weintrunk in unser gemeinsames Zimmer. „Nun muß ich Sie mit meinen verschiedenen Gebrechen

bekannt machen,“ sagte Kiepert beim Ausziehen: „Erstens hab’ ich ein zu kurzes Bein und daher diese 1¹/₂ Zoll dicke Stiefelsohle, zweitens ein Bruchband und drittens ein sehr schönes falsches Gebiß“, das er damit in ein Wasserglas legte. Das Bein, erzählte er dann, habe er mal in der Sächsischen Schweiz gebrochen. Sobald er zu Hause angekommen und festgelegt war, sei Mommsen erschienen und habe gefordert, daß er nun die sechswöchentliche Muße benutzen müsse, um endlich das längst von aller Welt geforderte „Handbuch der alten Geographie“ zu schreiben. Nach zwei oder drei Wochen sei Mommsen wiedergekommen, und als er sah, daß das Handbuch noch sehr in den Anfängen steckte, habe er gesagt: „Ich glaube, wenn das Buch fertig werden soll, muß er das andere Bein auch noch brechen.“

Am andern Morgen ritten wir gen Süden, überquerten nach ein paar Stunden den schmalen Golf Jera, nicht ohne in ihm zu baden und gingen dann weiter gegen Westen. Dann setzten wir über den Golf von Kalloni, wo wir uns mit Baden noch länger aufhielten und kamen in das Gebiet des Olympos. Wir hielten uns auf seinen mittleren Hängen und bogen oberhalb (östlich) des alten Eresos gegen Norden zum Lepethymnos, von ihm zum Ostrande und nach Mytilene zurück. Die Reise war ganz topographisch. Archäologisches habe ich außer ein paar antiken Dorfstätten nicht zu sehen bekommen. Aber die herrliche Landschaft, die prächtigen Menschen, wirklich noch Griechen alten Schlages, nicht zehnfach gemischt, wie auf dem Festlande, und ihre Lebensverhältnisse boten immerfort Anregung. Wir kamen im Gebirgslande durch ein Dorf Pyrgi („Türme“). Wegen der Räubergefahr in der wilden Gegend hatten sie alle Häuser turmartig-festungsmäßig eingerichtet. In noch größerer Einsamkeit kamen wir durch

ein Lepradorf. Dahin hatte man die Leprakranken der Insel verbannt. Schon draußen sahen wir einige an den Wegen sitzen mit unförmlich entarteten Gliedern und geschwellenen Gesichtern. Kiepert wußte Bescheid und gab mir einige Erklärungen. Die Krankheit schreitet oft nur sehr langsam fort, die Leute können dies und jenes arbeiten, heiraten sogar untereinander, sind aber von aller Welt abgeschlossen.

Als wir am andern Morgen aus dem Städtchen hinausreiten wollten, wurden wir an seinem Rande bei der Schule angehalten. Ein paar Kinder hatten uns erwartet, der Lehrer kam heraus und bat uns einzutreten. Trotzdem Kiepert immer Eile hatte, fügten wir uns dem Wunsche. Es wurde erst ein Lied gesungen, griechisch aber nach einer deutschen Melodie, etwa „Der Mai ist gekommen“. Dann sagte der Lehrer zu seinen Kindern: „Ihr kennt alle die große Karte unserer Insel hier an der Wand. Die hat dieser alte Herr gemacht, als er 23 Jahre alt war. Sie hat immer allerhand Lücken gehabt, aber niemand hat sich die ganze Zeit her bei uns darum gekümmert, sie auszufüllen. Nun kommt, nach 45 Jahren, dieser alte Herr hierher, um selbst sein Werk fertigzumachen. Seht, Kinder, das ist Treue, das ist Liebe zur Arbeit! So sind die Deutschen! Das solltet ihr euch alle zum Muster nehmen. Und nun steht auf und ruft miteinander: ζήτω ὁ Κύριος Kiepert, ζήτω, ζήτω!“ Zum Abschluß wurde wieder ein griechisches Lied gesungen, diesmal nach der Melodie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, und seine Klänge begleiteten uns beim Weiterreiten auf den Weg.

Als wir nach Pergamon zurückkamen, war dort inzwischen Hamdy gewesen und die Verhandlung mit ihm war leidlich abgelaufen. Auch hatte man den Tag von Conzes silberner Hochzeit gefeiert, den er fern der Gattin

auf der Arbeitsstätte verbrachte. Man hätte auch hier mit dem Lesbischen Lehrer sagen können: Das ist Treue und Liebe zur Arbeit, so sind die Deutschen. Humann hatte an dem Tage Conze so, wie er auf die Burg zu gehen pflegte: mit der österreichischen Joppe, der eckigen Kappe und dem großen Stabe, im Hofe unseres Hauses photographiert und dieses Bild ist das beste, charakteristischste, das es von Conze überhaupt gibt (Abb. 5).

6. *Wie die Stadt Kolophon gesucht wurde*

Kiepert wollte weiter, und wir begaben uns auf die zweite Fahrt, die der Ortslage der alten Stadt Kolophon gelten sollte. Der Plan für die Suche war sehr einfach. Nach Livius hat Kolophon 3 Kilometer vom Meere entfernt gelegen. Am Meere selbst hatte es sich aber eine Hafenstadt Notion „die Südstadt“ angelegt, die nachher, als die alte Hauptstadt in Verfall geriet, den Namen Kolophon übernahm. Die Ruinen dieses Notion sind bekannt. Sie liegen etwa 35 Kilometer westlich von Ephesos, an der Mündung eines von Norden kommenden Flübchens. Wir fuhren also von Pergamon nach Smyrna, von da mit der Eisenbahn nach Ephesos, türkisch Ajasoluk = Hagios Lukas, in jüngster Zeit in „Seldschuk“ umgenannt, wo ein Engländer ein wundervolles Gasthaus unterhielt mit kondensierter Milch und *ham and eggs* zum Frühstück. Wir nahmen dort Pferde auf mehrere Tage. Morgens aus Ephesos fortgeritten, kamen wir nachmittags nach Notion und fanden die Ringmauer in großem Oval erhalten, auch mehrere Grundrisse großer Gebäude im Innern. Aber Zeit zum Aufnehmen ließ mir Kiepert nicht, und auch die Inschriften, die sich dort, wie nachher am Wege hier und da zeigten, konnte ich nur flüchtig durchfliegen. Wir strebten gen Norden an dem Flübchen hinauf, äugten

eifrig links und rechts, konnten aber keinerlei Siedlungsspuren entdecken, und als wir die Liviuschen 3 Kilometer (2000 römische Schritte) hinter uns hatten, blieben wir in dem großen Dorfe Giaurkõi, wohin man Kolophon gewöhnlich setzte. Aber auch hier war nichts von Ruinen oder auch nur von Topfscherben zu entdecken. Kiepert war sehr enttäuscht und wollte auf weitere Versuche verzichten. Ich überredete ihn aber, mich am nächsten Morgen ganz früh noch einmal zurückreiten zu lassen. Ich wollte dann sehen, ob aus den Inschriften nicht irgendein Anhalt zu gewinnen sei, und ob nicht doch irgendwo eine Ruine sich zeigte. Er jammerte: „Was soll ich denn so lange anfangen!?“ Ich hatte immer irgendein Goethebändchen in der Reisetasche, diesmal war es „Wilhelm Meister“. Darin empfahl ich Kiepert den „Mann von fünfzig Jahren“, brach mit Sonnenaufgang auf und versprach bis Mittag zurück zu sein. Aber auch diese Tour verlief ergebnislos. Als ich zurückkam, sagte Kiepert: „Schade, schade, aber dies ist ja ein prachtvoller Mann!“ — „Wer, der von 50 Jahren?“ — „Nein, der *Goethe*.“ Er hatte wohl seit Jahrzehnten nichts von ihm in der Hand gehabt. Das letzte, was er von deutscher Literatur genossen, war Heinrich Seidel gewesen, den seine Frau ihm in die Tasche gesteckt hatte, als er vor zehn Jahren einmal bei einer Wahl in seinem Berliner Distrikte mit am Vorstandstische sitzen mußte. Sonst bewegte er sich in anderen Regionen. Noch am Tage vorher hatte er mir bei Gelegenheit eines Zitates vom Pferde her zugerufen: „Ist denn Wilhelm Busch nicht auch Ihr Lieblingsdichter?“

Kiepert beschloß nun, unser nordsüdlich streichendes Tal zu verlassen und, scharf nach Osten biegend, das große Paralleltal mit dem Dorfe Palamut zu erreichen, ob nicht dort Ruinen sich fänden. Auch auf diesem Wege haben

wir nur ein paar Warttürme gefunden und gelangten so unverrichteter Sache an die Eisenbahn und nach Smyrna zurück. Hätten wir die Nordrichtung in unserem ersten Tale innegehalten, so wären wir beim Dorfe Tratpha sicher auf die großen alten Ruinen gestoßen, das wurde ganz klar, als ich sie einige Monate später mit Wolters dort glücklich fand. Auf Humanns Rat griffen wir damals die Sache von Norden an, erhielten auf dem Gute Malkatschik von dem jagdkundigen Herrn van Lennep gute Hinweise und erkannten in zwei Mauerzügen, die in weitem Abstände voneinander das Tal überquerten und bisher für Talsperren gehalten waren, die alte Stadtmauer: die beiden Parallellinien hingen links und rechts durch weite, im Dickicht versteckte Verbindungen miteinander zusammen. Kolophon lag damit am Kopfende des bei Notion mündenden Flusses — daher sein Name „Höhe“, „Ende“, französisch „comble“ — und hatte zugleich nach der anderen Seite den Griff auf Smyrna frei, das es schon früh dem äolischen Bunde entriß und dem jonischen einverleibte.

Nun rüsteten wir zur dritten Fahrt, zum Paktolos. Kiepert saß den ganzen Tag in seinem Hotelzimmer und tuschte in mehreren Exemplaren ein Kärtchen von unserer Kolophonsuche. Eins schenkte er mir. Ich habe es noch und kann daran deutlich zeigen, warum wir die große Ruinenstadt verfehlt haben.

Kiepert wollte zunächst den Südhang des Tmolos kennenlernen, von da aus den Kamm gewinnen und dann von der Quelle des Paktolos ab nach Sardes hinuntergehen. Zu dieser Fahrt lud er noch den Pastor Philipp Meyer von Smyrna ein, der sich für Byzantinisches interessierte und über die Gegend etwas Bescheid wußte. Wir wollten von Smyrna über Magnesia bis Kassaba mit der Eisenbahn fahren und dann gegen SO nach Oedemisch reiten. Der Di-

rektor der englischen Eisenbahn, Mr. Kemp, bestellte uns in Kassaba Pferde, gab uns seinen Kawassen mit und ließ in den Zug seinen Salonwagen einfügen, in dem er uns ein opulentes Mittagmahl mit viel scharfgekühltem Sekt vorsetzte. Das übte auf Kiepert's innere Verhältnisse eine Wirkung, die am Nachmittag und Abend zu tragikomischen Situationen führte. „Schade, daß man das nicht erzählen kann“, sagte Philipp Meyer immer, als ich später in unserer gemeinsamen Heimat mit ihm im Vorstande des „Historischen Vereins für Niedersachsen“ viele Jahre zusammen saß.

Wir machten südlich am Tmolos verschiedene Kreuz- und Quertouren, wobei Kiepert gelegentlich den Tag zehn Stunden im Sattel saß und erstiegen dann von Oedemisch aus das Gebirge selbst. Es war schon spät Nachmittag, als wir oben ankamen. Kiepert war wieder zu hastig, um sich ordentlich nach allen Seiten zu orientieren. Er bestimmte das nächste Tal zum Abstieg nach Norden. Es hatte nur einen Saumpfad am steilen Berghang. Links ging es glatt in die Höhe, rechts glatt in die Tiefe, nur geringes Buschwerk stand an dem Felsgelände. Je länger wir ritten, um so klarer wurde es Kiepert, daß wir nicht den Paktolos getroffen hatten; aber umkehren und oben noch einmal neu ansetzen war ausgeschlossen. Es begann zu dunkeln und wir mußten trachten, nun doch in diesem Tale ein Nachtquartier zu erreichen. Wir ritten in der Reihenfolge: voran Philipp Meyer, dann der Kawaß, dann Kiepert und am Schlusse ich. Der Weg war etwas glitschig und hier und da durch den Regen ausgerissen, so daß die vom langen Aufstieg ermüdeten Pferde sehr vorsichtig gehen mußten. Wir anderen waren längst abgestiegen und führten unsere Pferde, aber Kiepert mußte sitzenbleiben, weil er selbst viel schlechter ging und sah als sein Pferd. Ich

schritt dicht hinter ihm, immer bereit zuzugreifen, falls etwas passieren sollte. Durch ständige Zurufe hielt ich Fühlung mit den Vordersten. Da, an einer schlechten Wegstelle, rutschte Kiepert's Pferd mit den Hinterbeinen ab, er selbst neigte sich hintenüber, — ich faßte ihn gerade noch unter der Achsel und zog ihn rasch von dem zappelnden Pferde. Stark erschüttert mußte er sich eine Weile an den Hang setzen, um sich zu erholen. Das Pferd kam mit ein paar Sprungversuchen wieder auf den Weg.

Für den Weitermarsch ließ ich nun Kiepert durch den Kawassen führen, die leeren Pferde gingen vorauf und ich ging hinter Kiepert, mein Pferd am Zügel. Gottlob zeigte sich nach einer halben Stunde ein Licht im Tale und nach einer weiteren Stunde kamen wir zu ein paar Häusern, die uns aufnahmen.

Erschöpft waren wir alle, ärgerlich außerdem über den uns entgangenen Paktolos. Aber bei gutem Abendbrot und Wein kamen doch die Lebensgeister wieder und es überwog die Freude, daß der gute Alte so heil davongekommen war.

Die Sache bekam bald einen originellen und weithin hallenden Nachklang. Nach unserer Rückkehr hatte der Kawaß in Smyrna eine phantastische Geschichte erzählt: wie Kiepert mit dem Pferde abgestürzt, den Steilhang hinabgekollert und mit dem Rockzipfel an einem Dornbusch hängengeblieben sei, und wie dann er, der Kawaß, mit eigener Lebensgefahr hinuntergeklettert sei und den berühmten Gelehrten gerettet habe. Natürlich wollte der Mann sich auf diese Weise von den Deutschen ein gutes Bakschisch verschaffen. Kiepert hat auf seiner Rückreise von der Geschichte läuten hören und ist dann in Berlin von allen Seiten damit bestürmt worden, so daß er in einer

großen Zeitung selbst den wirklichen Hergang schildern mußte. Als ich ein Jahr später nach Berlin kam und eines Spätnachmittags an Kiepert's Korridor-tür Lindenstraße 3 klingelte, empfing mich die würdige Gattin: Der Professor sei nicht zu Hause, sie werde ihm meine Karte geben. Am folgenden Tage bekam ich ein loderndes Schreiben von Kiepert, er habe seiner Frau die größten Vorwürfe gemacht, daß sie mich so einfach habe ziehen lassen und sie habe sich nur zu entschuldigen gewußt: Wie konnte ich ahnen, daß dein „wirklicher Lebensretter“ ein so junger Mensch sei.

Die Quelle des Paktolos aber ist nun bis heute noch nicht entdeckt.

7. Viel Besuch und Bewegung

In Pergamon war jetzt ein ständiges Kommen und Gehen. An dem Tage, wo Michaelis und Duhn abreisten, kam Wilhelm Dörpfeld, um 14 Tage lang mit Bohn die neu aufgedeckte Architektur zu besprechen. Am 9. Oktober erschien Paul Wolters. Er wollte nur studienhalber die übliche Zeit bleiben, wurde dann aber auf meine dringende Bitte bis zum Schluß der Grabungen festgehalten, weil für die erhebliche Arbeit, die für die Kleinaltertümer noch zu tun war, bei meinem vielen Umherschweifen eine zweite Arbeitskraft unbedingt erforderlich war. Wir haben dann besonders der Amphoren- und Ziegelstempel uns angenommen, wobei Wolters in den einzelnen Buchstaben der Ziegelstempel die Datierung nach Jahr und Monat des Königs Attalos erkannte. Mit Hilfe solcher Ziegelstempel konnten noch vor zwei Jahren die von Th. Wiegand im Garten der Königin aufgedeckten Arsenale in das Jahr 201 v. Chr., das 40. Regierungsjahr Attalos' I. datiert werden.

Für die übliche Studienzeit kamen auch Franz Winter, Walter Judeich und Emil Reisch, und in ihre Periode fiel ein dreitägiger Besuch der „Loreley“-Offiziere, die schon unsere Funde zu transportieren begannen. Morgens



Abb. 24. Paul Wolters

waren wir mit ihnen auf der Burg. Beim Nachmittagsausflug, der in das schöne nördliche Gebirgsland gemacht wurde, ritten die Offiziere sehr scharf und weit. Der Zweck wurde erreicht: der Kommandant lag die nächsten zwei Tage ächzend zu Hause und man war von dem etwas wunderlichen Herrn befreit.

Im Abendgespräch brach Humanns Freude durch, daß „Pergamon“ nun doch auch bei unsern Seeleuten ein fester Begriff geworden sei, und er erzählte eine Geschichte aus den ersten Zeiten des Liebesdienstes, den die „Loreley“ uns nun schon so viele Jahre leistete. Da hatte ein junger Offizier nach Hause geschrieben: „Lieber Vater, wir sind jetzt in Pergamon und transportieren die Marmore, die Herr Humann hier auf der Burg gefunden hat.“ Mit der nächsten Post erhielt er in dem Briefe des Vaters die Zurechtweisung: „Lieber Sohn, Du mußt nicht sagen Pergamon, sondern Pergamos, denn so heißt bei Homer die Burg von Troja; und Du mußt auch nicht sagen Humann, sondern Schliemann, denn der hat dort die vielen schönen Sachen ausgegraben.“

So lange Graeber noch da war, sollte auch die ganze Wasserleitungsfrage nach Möglichkeit geklärt werden. Richard Schöne hatte sich bei seinem Besuche das Jahr vorher für die große Druckleitung interessiert, mit der man schon in der Königszeit das Trinkwasser durch zwei tiefe Einsattelungen hinter der Burg bis auf das Hochplateau zu den Palästen hinaufgebracht hatte. Graeber hatte durch seine Nachgrabungen diese Druckleitung jetzt zur Gewißheit erhoben. Von einem Klärbassin am Hagios-Georgios-Berge, 368 Meter hoch, war das Wasser, wahrscheinlich in Bleirohren nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren, durch die Sättel von 175 und 198 Meter auf die 323 Meter hohe Burg gestiegen. Zu prüfen war aber noch, ob das Wasser wirklich, wie zum Markte kommende Leute mehrfach behauptet hatten, ganz weit vom Madaras-Dagh im Norden hergeleitet worden sei. Und diese Frage wurde mir als schöne topographische Aufgabe zugewiesen. Mit dem jungen Architekten Senz und einem Diener ritt ich also eines Tages zum Kosak nach Jokari Beikoi (Ober-

Beiköi). Der Schullehrer dort war der bestunterrichtete und erklärte sich bereit, uns folgenden Tages zu den Quellen am Madaras zu führen. Inzwischen hatte aber der Müdir (Untergouverneur) des Ortes davon gehört und erklärte, er werde den Lehrer ins Gefängnis setzen, wenn er uns weitere Mitteilungen mache oder gar hinführe. Mein Besuch bei ihm nützte nichts, er zeigte eine Halsstarrigkeit, wie ich sie nur dies eine Mal in der pergamenischen Landschaft erfahren habe. Da ich natürlich unseren Plan nicht aufgeben, den wertvollen Mann nicht verlieren und auf jeden Fall auch den Müdir niederzwingen wollte, nahmen wir den Schulmeister nach Pergamon mit zurück, Humann und ich gingen mit ihm zum Kaimakam, der fertigte ohne weiteres einen klaren Befehl an den widerhaarigen Müdir aus und ich ritt nun mit dem Manne wieder in sein Dorf hinauf und ging dem Müdir mit dem geharnischten Schriftstück unter die Nase. Jetzt gab er klein bei und wir konnten machen, was wir wollten. Senz war diesmal zu Hause geblieben, da ein Architekt für die Sache nicht nötig erschien. Dafür aber hatte Humann mir drei unserer Arbeiter mitgegeben, zwei Griechen und einen Türken, da wir voraussichtlich oft getrennt zu marschieren hatten und die Pferde nicht überall mit hin konnten.

Der vortreffliche Lehrer führte mich zu starken, ganz kalten Quellen am Madaras, 1200 Meter hoch. Drei Tonrohre waren von da ab noch verschiedentlich nebeneinander erhalten, die das Wasser in langsamem Gefälle abführten. Die bisher anstößigste Frage, wie das Wasser durch das Becken des Kosak auf dessen hohen Südrand gelangt wäre, löste sich dahin, daß er in weitem Bogen durch uns bisher ganz unbekanntes Bergland im Osten hindurchgeführt und so an die Hänge des oberen Ketiosales gebracht war. In vielen Zickzacklinien lief es dann

an diesen Steilhängen entlang und erreichte so schließlich unsern Hagios-Georgios-Berg.

So lange wir auf der hohen Jaila (Alm) uns bewegten, wanderten alle Begleiter fröhlich mit, als es aber in die Schluchten und an die glitschigen Hänge ging, schrien die Griechen θάνατος, θάνατος εἶνε! (das ist der Tod!) und flüchteten auf den Weg zu den Pferden. Nur unser brave Türke Mahmud blieb mir treu und machte die ganze böse Kletterei mit.

Das Ergebnis erregte zu Hause große Freude. Conze ging am anderen Morgen auf der Burg an Mahmud heran und fragte ihn mit Hilfe des Mastor Jani als Dolmetscher: „Wie war's denn, du bist ja wohl den ganzen Weg mitgegangen?“ — „Es war schlimm, Herr, aber ich wollte doch den jungen Herrn nicht im Stich lassen.“ — „Nun bist du wohl heute etwas müde?“ — „Ja, ich fühle meine Knochen, Herr, aber ich kann arbeiten.“ — „Nun, hier hast du deinen Tagelohn und etwas mehr, geh nach Hause und ruh dich aus.“ Damit gab er ihm einen türkischen Taler (Medschid = 3,50 Mark) und entließ ihn. Das Gespräch hat der Mastro Jani, der jeden Abend bei Humann zum Rapport erschien, ihm hinterbracht und Humann teilte es mir mit: so etwas habe Conze bisher noch nie getan.

Am 20. Oktober mußte Graeber abreisen und Bohn, der seine Architektur in Pergamon fertig hatte und im Berliner Bauministerium eine Stelle antreten sollte, schloß sich mit seiner Familie ihm an. Am Abend vorher waren alle zum Abschiedsessen bei uns versammelt. Conze erhob sich und würdigte ernst und warm die siebenjährige Arbeit Bohns: die Rekonstruktion des Altars, dann des Athenaheiligtums mit den Säulenhallen und der Bibliothek, des Dionysostempels und zuletzt des schönen jonischen Tem-

pels; daneben seine ständige Arbeit an den verschiedenen Etappen der Stadtmauern und seinem prächtigen großen Plan der ganzen Burg- und Stadtentwicklung. Wir hatten lange nicht so gern und feierlich unser Weinglas ausge-trunken.

Am anderen Morgen begleiteten wir die Abreisenden in die Stadt hinunter, wo die Wagen bereitstanden. Wir schüt-telten ihnen die Hände und wünschten Glück in der Heimat. Conze aber umarmte und küßte Bohn.

Wenn man Conzes Wesen mit *einem* Worte charakteri-sieren will, müßte man, glaube ich, sagen: „Treue“ in der ganzen schweren und reichen Bedeutung des Wortes, die es von unserer altdeutschen Sprache her hat und in die auch die „Liebe“ des Apostels Paulus mit eingeschlos-sen ist.

Der letzte, immer muntere und gern gesehene Gast war der schwedische Gymnasialdirektor Centerwall, der dann auch erst mit uns zusammen fortgegangen ist.

Am 15. Dezember sollte Schluß gemacht werden. Hu-mann wollte mit den beiden Meistern und dem ganzen Ge-päck nach Dikeli und Smyrna fahren, Conze wünschte im östlichen Binnenlande noch einige der Stadtburgen kennen-zulernen, die ich im Sommer mit Diest und Carolath dort festgestellt hatte und schlug mir also einen großen Ritt über Soma, Kirkagatsch, Ak-Hissar nach Magnesia vor. Wolters, Senz und Centerwall wollten sich dem anschlie-ßen. Aber Wolters, der sehr schlechte Augen hatte, wurde von Conze in der rücksichtsvollsten Weise ersucht, seiner-seits davon abzusehen, er werde durch das scharfe Reiten, das er, Conze, nun einmal liebe, in Gefahr kommen.¹ So ritten Conze, Centerwall, Senz und ich schon am

¹ Conze war der Sohn eines Hannoverschen Reiteroffiziers. Er ritt in Berlin an bestimmten Tagen der Woche bis in sein 83. Jahr und ist gestorben

13. Dezember und Wolters fuhr nachher mit Humann ab.

Als wir nach Besichtigung der ersten Burg Apollonia am Austritt des Aktschawlar-Tschai, des größten Nebenflusses des Kaikos, aus dem nördlichen Gebirge an einer



Abb. 25. Ernst Fabricius

Quelle frühstückten, holte uns ein Bote Humanns ein, der etwas Vergessenes nachbrachte. In dem Paket lag auch ein Zettel von Wolters: „Sollten Sie in jener Gegend ein leeres Pferd herumlaufen sehen, so glauben Sie nicht, daß ich Ihnen nachgeritten wäre und es mich abgeworfen hätte...“

an einer Indisposition, die er sich durch Überanstrengung auf einem ungebärdigen jungen Pferde zugezogen hatte.

Wir kamen den ersten Abend ziemlich spät in Soma ins Quartier. Centerwall war doch recht mitgenommen vom Reiten. Er kramte müde und mürrisch in seinen Pferdetaschen und fand nur *einen* Hausschuh. „Bei diesem verdammten Galoppreiten fliegen die Taschen so, daß alles Mögliche herausfallen kann.“ Beim Abendessen sang er eine Elegie auf dieses schöne Paar Schuhe. Sie waren das erste Geschenk seiner jungen Braut gewesen. Die hatte sie selber gestickt, in schönem reichem Muster. Die Schuhe gingen bis über die Enkel hinauf wie unsere Schnürstiefel. Sie waren ein Symbol von Liebe und Wärme. Und nun war das Paar zerstört, nur noch einer übrig! Der sollte keines gemeinen Todes sterben, hier in der Müllgrube irgendeines Griechenhauses. Morgen, wenn wir über den Kaikos ritten, sollte er in das edle reine Gebirgswasser fliegen und hinabgetragen werden zum schönen Ägäischen Meere! Und als wir folgenden Tages auf der Brücke waren, holte Centerwall den Schuh hervor und warf ihn mit feierlichen Worten hoch im Bogen in den Fluß. Der Tag ließ sich etwas gelinder an. Mit den Burgen Stratonikea und Nakrasa begnügte sich Conze. Centerwall jubelte: „Hurra, keine Akropolen mehr!“ und gleich nach Tisch nahmen wir den Weg direkt auf Ak-Hissar. Dort packte Centerwall in Ruhe seine ganzen Taschen aus und fand unten wohlgelagert — den anderen Schuh!

Humann hat schweren Abschied von Pergamon genommen, und er ist auch nicht zu Ausgrabungen dorthin zurückgekehrt. Erst lange nach seinem Tode hat Conze mit Dörpfeld die Grabungen wieder begonnen und ganz neuerdings hat Wiegand eine dritte Ära eröffnet.

Mein Pergamenisches Jahr erscheint mir als das glücklichste meines Lebens, und die Grundlage dieses Glückes ist ohne Frage die gottbegnadete Persönlichkeit Carl Humanns

gewesen, die alles zusammenhielt, alles im Auge hatte, für alles sorgte von der vortrefflichen Verpflegung an bis zu jedem praktischen und menschlichen guten Rat. Das gab dem Leben jedes einzelnen eine Sicherheit, aus der die freudigste Arbeit erwachsen mußte — und in der liegt doch das größte Glück des Menschen!

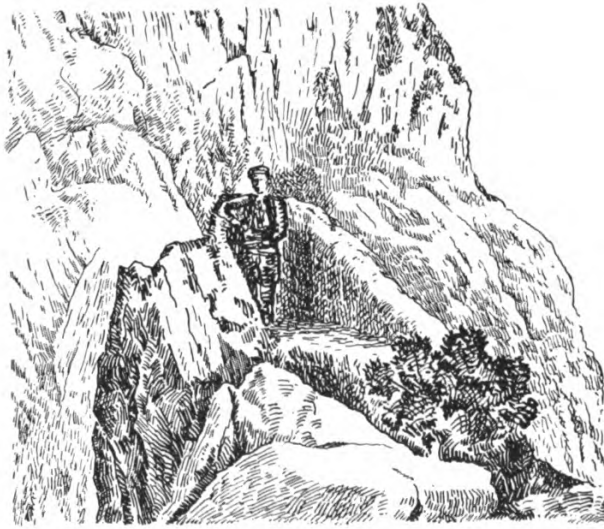


Abb. 26. Thron des Tantalos

VI. Die Burg des Tantalos im Sipylos

Von CARL HUMANN¹

Im Jahre 1880 hatte ich bei Magnesia am Sipylos eine Felsburg entdeckt, die mir zweifellos die Stätte zu sein schien, an welche die Alten ihre Sagen von Tantalos knüpften.

Die Fülle der geschichtlichen Erinnerungen, die sich in dieser Gegend zusammendrängen, müßte längst, wie man meinen sollte, zur genauesten Durchforschung und Beschreibung jeder übriggebliebenen Spur menschlicher Tätigkeit geführt haben, und dennoch haben sich die Forschungen lange nur um den Rand des Gebirges bewegt. Das Kybelebild (früher Niobe genannt) bei Magnesia liegt vom Bergesfuß sichtbar nur etwa 100 Meter hoch über

¹ Teilweiser Abdruck aus Humanns Aufsatz in den Athenischen Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Bd. XIII, 1888, S. 22 ff.

der Ebene; auf dem südlichen Abhang des Gebirges am Meere fand Texier Alt-Smyrna, Naulochos und die Nekropolis, an welche er so berühmte Namen knüpfte, daß wohl noch lange das größte Grab der Nekropolis „Tombeau de Tantale“ heißen wird.

Dem Geographen ist es bequem, und in Ermangelung alter Einzelnamen hat es auch eine gewisse Berechtigung, das ganze Gebirge Sipylos zu benennen. Die heutigen Umwohner haben für die drei Gruppen, aus denen der Gebirgszug sich zusammensetzt und die einen ganz verschiedenen Charakter tragen, drei verschiedene Namen.

Der westliche Teil, Jamanlar-dagh (offenes, leeres Gebirge oder auch Gespensterberg) genannt, ist in seiner Grundform mit einem aufgeschlagenen Fächer verglichen worden. In der Tat laufen von einer über 3000 Fuß hohen Spitze nach Norden, nach Westen und ans Meer nach Süden strahlenförmige, allmählich sich senkende Ausläufer hernieder, mit rundlichem Rücken, von fern wie ein in seiner Gesamtheit sich hebendes Hügelland erscheinend. An den obersten Berglehnen sieht man von Smyrna aus dunkle Fichtenwälder, sonst sind die Rücken kahl; in den Tälern aber liegen mehrere Dörfer und ihre Talsohle ist häufig angebaut. Der Gesamtton ist ein braungelber. An dem Südfuße herrscht ein braungrauer Trachyt vor und ein etwas hellerer Trachyttuff; in höheren Lagen bricht der rote Granit hervor, durchsetzt von Sandlagern, und gibt somit der in Smyrna herrschenden Sage, daß der Sand dieses Gebirges Goldkörner führe, eine geologische Begründung. Im Westen decken jüngere Schichten die Ausläufer, und Eisenstein und Kreide geben Farbenabstufungen von Weiß und Dunkelrot. Nach Norden gegen den Hermos zu hat das Gebirge mehr ein felsiges Gepräge und der Trachyt macht sich wieder geltend.

In der Mitte des Gebirgszuges erhebt sich knotenartig ein anderer Rücken, Sabandja-beli genannt. Einsenkungen trennen ihn vom Jamanlar-dagh und vom dritten Teile, dem Manissa-dagh (Magnesiagebirge). Durch die letztere führt der Weg von Burnabat nach Magnesia. Hier herrscht der blaue Schiefer vor, vielfach durchsetzt mit Marmoradern; reichliche Quellen befördern die Vegetation in den Talschluchten, gewaltige Platanen, Zypressen und viele Obstbäume beschatten den Weg. Fellows (Ausflug nach Kleinasien, Kap. 1) gibt eine prächtige Beschreibung dieses Teiles.

Ganz anders und anders als die meisten Gebirge zeigt sich uns der dritte östliche Teil, der schon genannte Manissa-dagh, von dem wir bestimmt wissen, daß die Alten ihn Sipylos nannten. In senkrechten Wänden erheben sich die dunkel-blaugrauen Kalksteinmassen, jeder Besteigung von Norden spottend. In der Nähe Magnesias beginnen sie und ziehen in gleichem Charakter bis hin zum Ostende des Gebirges. Fast unmittelbar über Magnesia gehen ihre Zacken an 4000 Fuß hoch; wie eine Riesenmauer erscheinen sie, wenn man die hyrkanische Ebene hinaufreitet; noch weit in der Ebene meint man die zurückströmenden Sonnengluten zu fühlen, und abends und morgens sind die öden dunklen Felsen mit einem wunderbaren roten Licht übergossen, intensiver als irgendein Alpenglühen. Der höchste Rücken des Gebirges ist nicht so tot; dort weiden die Juruken ihre Herden trotz Panther, Wölfen und Schakalen; dort schaufeln Menschen im Winter den Schnee in Felsspalten, decken ihn mit trockenem Laub und Reisig und holen ihn im Sommer mit Eseln herunter in die umliegenden Städte und Dörfer; selten versteigt sich ein Jäger so hoch; wer kein Geschäft dort hat, meidet die unwirtlichen Höhen. Und doch gibt es Leute, die sogar an

den steilen Abhängen und in den Felsenspalten Arbeit finden — es sind arme Kalkbrenner, die die unzugänglichsten Stellen nach Unterholz und Wurzeln absuchen, daraus Bündel binden und diese die Wände hinunter bis an den Fuß der Felsen kollern, bis sie endlich das Quantum für einen Kalkofen zusammen haben.

Außer diesen Hirten, Schneeschauflern und Kalkbrennern lernt fast niemand den Sipylos näher kennen; die große Menge schaut von Magnesia und überhaupt von der Ebene an den himmelhohen Felswänden empor und ahnt oft kaum, daß es oben lebende Wesen gibt, so schroff, so abwehrend erscheint das Ganze. Wer einmal den Sipylos gesehen, der vergißt ihn nicht nur nie wieder, sondern es bleibt auch der ihm anhaftende Charakter als etwas ganz Besonderes bestehen, und man ist nie versucht, den diesem Felsenlabyrinth angehörenden Namen auf runde Erdhügel anzuwenden, die auf fünf bis acht Stunden Entfernung geographisch damit zusammenhängen.

Das Bild der Kybele liegt 6 Kilometer östlich von Magnesia an der Bergwand; unterhalb desselben dehnt sich ein kleiner See aus, der von unzähligen aus dem Bergesfuß dringenden Quellen gespeist wird. Er ist durch eine Mauer eingedämmt, und sein Wasser treibt eine Mühle. Einen halben Kilometer weiter nach Osten finden wir einen ungeheuren Spalt, der mit seinen gegen 500 Fuß hohen, steilen Wänden den Sipylos von oben bis unten durchreißt. Von einem Erdbeben kann dieser Spalt schwerlich herrühren, denn da er stellenweise oben an 100 Meter breit ist, müßte die eine Hälfte des Gebirges um soviel von der anderen abgerückt sein. Sein schauriges Gepräge mahnt allerdings an unheimliche Naturkräfte, und auch die Türken nennen ihn heute Jarik-kaja (den zerrissenen Fels). Über die antike Benennung des Jarik-kaja dürfte sich Fol-

gendes vermuten lassen. Wenn man bedenkt, daß die meisten alten Namen kleiner Flüsse sich nur da erhalten haben, wo sie durch die Nähe bedeutender Ortschaften eine gewisse Wichtigkeit erlangten, oder daß vielleicht andere Bergwässer eines Namens entbehrten, und wenn man damit noch den Umstand verbindet, daß aus dem eigentlichen Sipylos keine andere wasserführende Schlucht, die dem Jarik-kaja gleichkäme, herausführt, so geht man schwerlich irre, wenn man dieser Schlucht den einzigen bekannten Namen aus dem Sipylos beilegt, nämlich Acheeloos. Dann wäre, sofern Homer richtig berichtet, das Niobebild in den oberen Regionen der Jarik-kaja-Schlucht zu suchen. Jäger und Hirten, die daraufhin ausgefragt, wissen nichts darüber, und es ist wahrscheinlich soweit verwittert, daß es nicht mehr kenntlich ist. Im August 1880 hörte ich, daß Kalkbrenner von Ruinen gesprochen hätten, die sie hoch oben gefunden. Ich machte mich sofort auf und war auch so glücklich, in Magnesia einen Kalkbrenner, Nikolas mit Namen, zu finden, der mich zu führen versprach.

Am 16. August früh brachen wir auf und waren bei Sonnenaufgang bereits an dem kleinen See unterhalb des Kybelebildes. Vom Seeufer stiegen wir in direkt östlicher Richtung den Berg hinan, was, da sein Fuß aus Schutt, herabgerolltem kleinen und großen Gestein, mit Humus durchmischt, besteht, keine Schwierigkeiten bietet. Die Ebene liegt 80 Meter über dem Meere; nachdem wir 105 Meter gestiegen, kamen wir an die Felswände, die sich treppenförmig oder besser terrassenartig übereinander emporschieben, oft nur 5, oft 20 bis 30 Fuß hoch. Der Führer wußte stets Rat; an jeder Wand kannte er einen Spalt, einige Löcher, in denen Hände und Füße hafteten, und nur einmal mußten wir, um eine Terrasse höher zu

kommen, weit nach Westen zurückgehen. Wie wir auf den vor uns liegenden steilen Grat kommen sollten, war mir noch ein Rätsel. In 230 Meter Seehöhe waren wir am eigentlichen Fuße des Kegels angelangt, und hier bemerkte ich, daß an seinem nördlichen Abhang, der noch der mildeste ist, ein ansteigender, oberhalb wieder sichtbarer, also wahrscheinlich im Zickzack laufender Pfad von fast

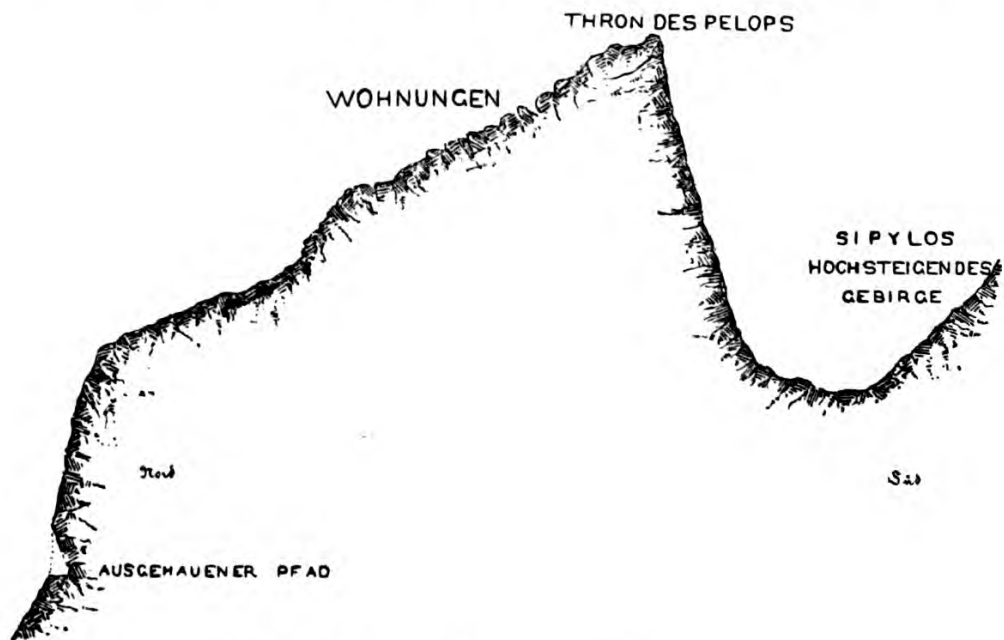


Abb. 27. Burg des Tantalos. Gebirgsprofil

1 Meter Breite in die Felswand hineingemeißelt war. Ich drang auf ihm vor, mußte aber bald zurück, denn herabgestürzte Felsen hatten ihn auf einige Schritte Länge zerstört, oder vielleicht auch war das fehlende Stück einst ausgemauert gewesen. Es ging also nun wieder die Terrassen hinan bis in die Nähe einer schon von fern sichtbaren hellgelben Höhlung, die, nebenbei gesagt, indes nicht von Menschenhand herzurühren scheint. „Nun geht's los!“ sagte der Führer. Das Barometer zeigte 275 Meter See-

höhe. Eine enge schmale Spalte ging fast senkrecht empor; ehe wir uns anschickten, in ihr hinaufzuklettern, verschauften wir erst, und mit Beruhigung gewahrte ich dichtes Lorbeergebüsch, Steineichen und anderes Unterholz aus ihr hervorwuchern. Es ging besser, als ich gedacht; die Wurzeln und Sträucher boten vielfachen Anhalt, ebenso das von ihnen festgehaltene Erdreich, und hin und wieder waren rechts und links in die Felswände kleine Löcher eingehauen, die Händen und Füßen Anhalt boten. Es war dieser Spalt also auch im Altertum benutzt, vielleicht ehe der gemeißelte Pfad (Abb. S. 146) fertiggestellt war. Die Schlucht war 30 Meter hoch, und wir traten aus ihr hinaus auf ein kleines Plateau in 305 Meter Seehöhe. Zur Linken nach Norden, etwa 10 Fuß tiefer, lag ein in den Felsen gemeißeltes Doppelhaus, zur Rechten, aufwärts, ein anderes. Bei der starken Steigung des Felsens hatte die ganze Rückwand des Hauses, etwa 8—10 Fuß hoch, in den Fels gearbeitet werden können. Die Seitenwände und die mittlere Scheidewand, etwas über 0,5 Meter dick, waren teilweise und die Nordwand mit der Tür ganz gemauert gewesen, jetzt aber natürlich eingestürzt. Der Schutt bedeckte den Fußboden der Wohnungen, aus ihm hervor ragten vielfach grobe große Dachziegel. In der in den Felsen gehauenen Rückenwand erkannte man noch die Löcher für die Dachbalken — den Bergrücken hinan lag so eine Wohnung über der anderen von 4 bis 10 Meter Länge und 4 bis 6 Meter Tiefe (Abb. S. 148).

Ich ging querüber nach Osten und befand mich nach 30 Schritten am schwindelnden Rand der Schlucht; also nur ein schmaler 25 Meter breiter Grat war es, der sich nach Süden schroff emporhob und auf dem diese Wohnungen errichtet waren, eine auch ohne Mauern wahrlich uneinnehmbare Felsenburg.

Mein Begleiter warf einen Stein in den Abgrund, der unter hundertfachem Echo an der Felswand zerschellte, bis er in grauer Tiefe verschwand. Rauschend schoß ein Dutzend Adler und Geier aus den Felsenspalten hervor;



Abb. 28. Burg des Tantalos. Wohnhausreste

es mochte wohl unerhört sein, daß ein Mensch sie hier störte.

Wir kletterten höher nach Süden aufwärts; ich zählte an 20 Wohnungen und dazwischen 6 oder 7 flaschenförmige Zisternen. Der Grat hatte eine Länge von 150 Meter; endlich oben angelangt, konnte ich auch nach Süden

gegen das Muttergebirge hin an einer über 100 Fuß hohen glatten steilen Wand hinabschauen. Ähnlich war es nach Westen. Auf dem höchsten Punkte konstatierte ich 350 Meter oder 1120 Fuß Seehöhe. Es war also, um zu rekapitulieren, eine lange schmale Akropolis von 150 zu 25 Meter, in ihrer eigenen schrägen Oberfläche noch 45 Meter ansteigend.

Der höchste südliche Felsblock trug auch eine Aushöhlung, aber das war kein Haus, auch keine Warte, denn hier oben war keinerlei Zugang zu bewachen. Wie die Abbildung (S. 141) zeigt, ist aus einem Block mit schräger Oberfläche ein Prisma herausgemeißelt von 1,55 Meter Länge, 1,30 Meter Tiefe und 1,20 Meter Höhe mit horizontaler Grundfläche, also ein Raum, gerade groß genug, um hier eines Mannes Sessel oder Sitz aufzuschlagen.

Wie hätte ich hier nicht an den Thron des Pelops denken können? Stand ich doch, wie Pausanias sagt, „auf der Spitze des Berges oberhalb des Heiligtums der Göttermutter“, von der mich in Luftlinie kaum 500 Meter trennten.

Die Sonne war hoch gekommen; triefend von Schweiß setzte ich mich mit meinen zerrissenen Kleidern in diesen höchsten ausgeklüfteten Felsen und sah hinab über die treppenförmig niedersteigenden Wohnungen. War dies die Burg des Tantalos? Dann ist der See, der unten zu meinen Füßen glitzert, Saloë. Jetzt dämmt nach Norden zu eine Mauer ihn ein; durchbräche man sie, würde er sich 10 Minuten weit bis zur Eisenbahn ausdehnen, denn stetiger Sumpf in dieser Gegend beweist dessen starke Depression. Hundert Quellen, aus des Berges Fuß hervorströmend, nähren den See. Der Kalkbrenner erzählt, daß er nahe am See Kalköfen ausgegraben und eine Menge Ziegel gefunden habe. Dann wäre ja dort die clarissima urbs, quae Tantalus

vocabatur, teils im See verloren, teils vom Gerölle des Berges verdeckt. Ist das der Ort, den Strabo, Pausanias, Plinius erwähnen? Am 29. Juli 1880 hatten Smyrna und Magnesia das heftigste Erdbeben dieses Jahrhunderts. Mein Begleiter erzählt, daß damals eine gewaltige Felsmasse mit daraufstehenden Bäumen, halbwegs Magnesia zu, sich losgelöst und unter schrecklichem Getöse die Wände hinuntergekollert sei. Auf unserem Wege war ich wiederholt den frischen Spuren heruntergerollter Felsblöcke begegnet. Die Seitenwand eines Hauses, aus der Masse eines großen Felsblockes herausgehauen, hatte ich um einige Fuß von der Rückenwand abgetrennt gefunden, und die frische Spur zeigte, daß das letzte Erdbeben ihn noch um eine Spanne vorgeschoben hatte. Noch ein paar solcher Stöße, und der Block verschwindet donnernd im Abgrunde. Nirgends kann ein Erdbeben verderblicher zerstören, als an diesen steilen Wänden, und so erklärt sich auch hier der böse Ruf der Gegend.

Ich ließ die Blicke ins Weite schweifen. Welch eine Aussicht, Welch ein Herrschersitz! Brennend stand die Sonne über der Hermosebene, die ich östlich weit über Sardes, nördlich über Thyateira hinaus überblickte.

Ich springe auf wie aus einem Traume, ich schaue über die Rücklehne meines Sitzplatzes hinab in die Schluchten und hinauf an den starren blauen Wänden des Sipylos. Einsam, öde und düster ragt der Fels, auf dem ich stehe, in die Wolken, wie das Geschlecht der Tantaliden dasteht in Sage und Geschichte.

Für mich persönlich war ich in dieser Stunde überzeugt, auf der Stelle zu stehen, welche die alten Schriftsteller die Burg des Tantalos und den Thron des Pelops nennen. Ob diese beiden Gestalten auch nur dem Mythos und nicht der Geschichte angehören, hat damit nichts zu

schaffen. Die Wissenschaft schenkt nicht nur geschichtlichen Tatsachen, sondern auch den Phantasiegebilden der Sage, mit denen sich das Altertum trug, ihre Aufmerksamkeit. Und daß die genannten Sagen sich eben an diese Stelle geknüpft, scheint mir auch heute noch sicher. Die Lage des Tantalus in der Magnesia ist durch Plinius (2, 205: terra devoravit... Sipylum in Magnesia et prius in eodem loco clarissimam urbem quae Tantalus vocabatur) gesichert.

Das Hinabsteigen von der Höhe ging rascher als das Hinaufsteigen, obschon es etwas gefährlicher ist. Als ich wieder an die Stelle kam, wo der Burgweg in den Felsen gemeißelt ist, konnte ich noch konstatieren, daß derselbe sich nach Westen an der Berglehne fortsetzt und die Richtung zum Bilde der Kybele zu nehmen scheint.

Es würde nicht uninteressant sein, mit einem halben Dutzend Arbeiter für einige Tage hinaufzugehen, um aus einigen Wohnungen den nur 1–2 Fuß hohen Schutt zu entfernen, vielleicht auch die eine oder andere Zisterne zu leeren. Man könnte Scherben alter Tongefäße finden, und hätte in jedem Falle die Zeit, über die Technik der Wohnungsanlagen, die doch jedenfalls einer sehr weit zurückliegenden Zeit angehören, nähere Studien zu machen und einen genaueren Plan des Burgfelsens aufzunehmen.

VII. Etwas Türkisch

Von CARL HUMANN

„Doch wohl keine Sprachstudie?“ Ganz gewiß, verehrte Leserin, erschrecken Sie nur nicht gleich; denn wenn wir in diesen Blättern Türkisch treiben, so soll das ja keine trockene Grammatik werden. Zunächst will ich Ihnen auch nur beweisen, daß Sie, vielleicht unbewußt, schon eine Menge Türkisch verstehen und wenn Sie noch etwas dazu gewinnen, so ist das auch kein Unglück, da Sie vielleicht Shakespeare, Molière und Dante im Urtext lesen. Solch eine Barbarensprache, für die Sie Türkisch vielleicht halten, ist dann ja zur Abwechslung recht angenehm.

Sind Sie auf den „Bazar“ abonniert? *Basâr*: der Markt. Da wollen wir gleich einmal anhalten. Ich weiß nicht, wer das Verbrechen begangen hat, in die deutsche Schreibweise orientalischer Wörter teilweise französische Schreibweise einzuführen. Unsere Nachbarn hinter den Vogesen schreiben Bazar und sprechen richtig Basâr aus, in Deutschland sagt aber mancher Batzar und das ist falsch. Ebenso falsch ist Suez, Trapezunt usw. zu schreiben und zu sprechen, denn sie haben ein ganz weiches s. Desgleichen Baschibotzuk. *Basch* der Kopf, *bosuk* soviel als „verdorben, verrungeniert“, mithin *Baschi-bosuk* etwa Tollkopf.

Tragen Sie, wenn Sie ins Theater gehen, ein *Baschlik*? *Basch* der Kopf, *Baschlik* das Kopfzeug, der Zaum. Wie unartig! Es ist aber wirklich so, meine Gnädige, und macht ja auch weiter nichts, wenn Sie nur niemand erlauben, die Hand an Ihr *Baschlik* zu legen.

Mirza ist zwar Persisch, wird aber auch *Mirsá-Schaffy* ausgesprochen. Auf Persisch und Arabisch müssen wir noch oft zurückkommen, denn die guten Türken huldigen demselben Laster, wie wir Deutsche bis vor nicht gar zu langer Zeit, nämlich in ihre schöne Sprache allerlei Fremdwörter aufzunehmen; zumal aus den beiden genannten Sprachen. Nun gehört aber die erstere zu den indogermanischen, Arabisch zu den semitischen Sprachen.

Alle türkischen Wörter haben den Ton auf der letzten Silbe; dies ist vor allem zu bemerken, denn dann sagen Sie nicht mehr Diwan, sondern *Diwán*, das Sofa, nicht Kismet, sondern *Kismét* das Schicksal. Der Mensch heißt *Adém*, gewöhnlich *Adám* gesprochen, der Vater *Babá*, die Mutter *Aná*, der Bruder *Kardásch*. Der feine Türke wendet aber für Mutter das arabische *Walidé* an, selten das persische *Maâder* und wenn Sie nun in der Zeitung von der *Walidé-sultân* lesen, so wissen Sie, daß dies die Sultanin-Mutter ist. Für Vater sagt er auch gewöhnlich *Pedér* und für Bruder *Birodér*. Diese persischen Wörter sind Ihnen schon fast verständlich, wie Sie auch in *Mirsá* den „Meister“ herausgemerkt haben.

Bey ist zweisilbig und wird nicht, wie man es häufig hört, *Bai* ausgesprochen, sondern *Be-y*, wobei das *y* sehr kurz ist, so daß es fast wie *Beh* klingt. Man übersetzt es oft mit „Fürst“, doch hat es diese Bedeutung nicht. In der Armee werden Oberst und Oberstleutnant *Bey* genannt, in der Verwaltung der Landrat; auch alle größeren Grundbesitzer und die Söhne höherer Beamten lassen sich so

nennen. *Paschá* der General, *Emir* (arabisch) der Herr. *Emir-ul-bahr* Herr des Meeres, daher unser Admiral. *Mir-ul-lai* Herr des Flügels, d. h. Oberst des Regiments, *Bim-baschi* Haupt von Tausend, das ist Major, *Jüs-baschi* Haupt von Hundert, also Hauptmann, *On-baschi* Haupt von Zehn, Unteroffizier. *Redif* die Landwehr. *Aga* heißt auch Herr, wird aber gewöhnlich nur von Leuten gebraucht, die nicht zur Klasse der Schriftkundigen gehören und oft dem Namen der Diener angehängt. *Kysler-aga* (*Kys* das Mädchen) heißt der Oberste der Eunuchen. *Effendi* ist Ihnen gewiß bekannt, verehrte Leserin. „Nun, soviel Türkisch werde ich doch verstehen!“ Entschuldigen Sie, das ist kein türkisches, sondern ein griechisches Wort. Αὐθέντης heißt auf altgriechisch der Selbstherr, seigneur; die Byzantiner scheinen es oft angewandt und wie die heutigen Griechen *Awdhéndis* ausgesprochen zu haben, woraus dann die Türken *Efféndi* gemacht haben, weshalb auch hier der Ton auf dem e liegt. Die heutigen Griechen wenden es noch manchmal an, sagen aber gewöhnlich *Kyrios*, was Ihnen aus der Formel: *Kyrie eleison* (Herr, erbarme dich) ebenfalls nicht fremd sein dürfte. Ja, wenn wir erst auf Griechisch zu sprechen kämen, Sie würden sich über Ihr eigenes Wissen wundern vom Alphabet bis zum Nekrolog.

Bleiben wir beim Türkischen. *Handjâr* der Dolch, ist eine im Orient fast unbekannt gewordene Waffe, *Pabutsch* den Pantoffel, verstehen jedoch die Türkinnen figürlich und wirklich ausgezeichnet zu handhaben. Wehe dem Unglücklichen, der ahnungslos zur unrichtigen Stunde ein Bad betritt und gleich ein Dutzend an den Kopf bekommt, alle sehr gut gezielt. — *Scherbét* ist Fruchtsaft mit Wasser, *Bülbül* (persisch) die Nachtigall, *Gül* die Rose, *Gülhané* der Rosengarten; ein Teil des alten *Seray* heißt so und aus ihm ist das berühmte Toleranzdekret datiert. *Seray* der

Palast, *Konák* das Regierungsgebäude, auch jedes größere Wohnhaus, *Odà* das Zimmer, woher *Odaliske*, was Stubenmädchen bezeichnet, aber kein türkisches Wort ist. *Tschibuk* ist der Stock, das Rohr, dann auch die lange Pfeife, *fes* die rote Mütze. *Han* bezeichnet ein Logierhaus. *Harém* (arabisch) heißt verboten und damit ist in erster Linie die Frauenwohnung gemeint. *Selám* der Gruß, *Selamlík* der Ort, wo man sich begrüßt, also die Männerwohnung. Der Ritt des Sultans zur Moschee an jedem Freitag heißt auch *Selamlík*, weil er dann den Gruß seiner Untertanen empfängt. Wenn sich zwei Musulman begegnen, sagt der eine: *Selám aleiküm* (arabisch, Friede mit dir) und der andere antwortet *Aleiküm selám*, wenden es aber nie einem Ungläubigen gegenüber an, so wenig, wie unsere Israeliten, die sich das verwandte hebräische *Scholem alechum* zurufen.

Kiösk das Gartenhaus, *Jildis* der Stern, des Sultans Residenz *Jildis-Kiösk*: Sternpavillon. *Djami* die Moschee. Moschee oder Mosquée sind keine türkischen Wörter, ebensowenig Piaster ($\frac{1}{100}$ der Gold-Lira), wofür der Türke nur das gute deutsche Wort *Grusch* anwendet, ebenso wie der Grieche, der diese Münze *Grossí* nennt. *Minarét* ist arabisch, *Hodja* heißt Lehrer, Greis, *Imâm* der Geistliche, *Mollah* ist ein höherer Geistlicher, *Mufti*, der Gesetzesausleger, hat wenig zu befehlen und *par ordre du mufti* ist schlecht angebracht. *Kadi* der Richter. Arabisch sind *Islam* der Glaube, *Schech-ul-islam* der höchste Geistliche, *Muslim*, Anhänger des Islam, Gläubiger, das in der Mehrzahl *müssülmân* heißt. Wenn man daraus Muselmänner macht, dann sollte man doch auch gleich Muselfrauen sagen. *Korân* verstehen Sie. *Namás* ist das Gebet. *Derwisch* heißt nicht sowohl Mönch, als vielmehr jedes Mitglied einer religiösen Gemeinschaft und jeder

religiöse Schwärmer oder Schwindler, der vom frommen Bettel lebt. Es gibt darunter wunderliche Heilige, von deren Schnurren sich Bücher vollschreiben lassen. Einer trank eines Tages meine Feldflasche Kognak in einem Zuge aus und als ich ihm *Tschapkin* (Taugenichts) nannte, meinte er, er vertilge das Zeug nur, damit sich andere Menschen nicht daran versündigten. Einige laufen absolut nackt umher, ein anderer hatte es fertig gebracht, auf dem vertieften Deckel seiner hohen grauen Mütze ein Taubenpaar zum Nisten zu bringen und zog nun als wandelnder Taubenschlag bettelnd durch das Land. Die meisten stellen sich mehr oder minder verrückt, sind aber gewöhnlich geriebene faule Landstreicher. *Allâh* und nicht Allah ist bekanntlich sehr groß. Das Glaubensbekenntnis des Islam: *Lâ ilâha illa 'llah* ist zugleich ein arabisches Wortspiel. *Lâ* heißt „nicht“, *illa* „wenn nicht“, *Allâh* „Gott“, *Ilâha* „die Götter“. Mithin: Nicht Götter, wenn nicht Gott, keine Götter außer Gott; daran schließt sich nun noch: *we Mohamed rassul allâh* und Mohammed Gottes Prophet. Diese Formel einige tausendmal hintereinander herzusagen, was an einem Rosenkranze abgezählt wird, gilt für ein sehr gottgefälliges Werk.

Sie sehen, verehrte Leserin, fast alle bis jetzt zitierten Wörter sind Ihnen mehr oder minder bekannt und vielleicht noch manche dazu, die mir nicht gleich einfallen.

Auch viele Eigennamen verstehen Sie, oder sollte es Ihnen noch nicht aufgefallen sein, daß *Ibrahim* den Vater Abraham bezeichnet, *Soliman* den klugen Salomo, *Daûd* seinen Vater David, *Jakûb* Jakob, *Jussuf* Joseph, *Musa* Moses, *Iskender* Alexander usw. Wenn ich Ihnen nun noch verrate, daß *Abit* (mit einem kurzen i, so daß es fast wie Abd klingt) auf arabisch Diener bedeutet, so wissen Sie sofort, daß *Abd-ul-lah* Diener Gottes, zu deutsch

Gottschalk heißt. *Abd-ul-medjid*, *Abd-ul-assis*, *Abd-ul-rahman* oder *Abderrahmân*, *Abd-el-kader* usw. ist immer dasselbe, nur daß hier für *Allâh* irgendeine seiner Eigenschaften genannt ist, also Diener des Gnädigsten, des Gerechten, des Allmächtigen usw.

Viele Leute bekommen auch zu ihrem Namen ein bezeichnendes Beiwort, mit Vorliebe *Kara* der Schwarze, *Deli* der Tolle, *Usun* der Lange, *Kütschük* der Kleine, *Kör* der Blinde, wenn er schielt oder einäugig ist; z. B. *Kara-Theodori* der schwarze Theodor, *Deli-Jani* der tolle Johann, oder *Deli-Georgi*. Ich wähle drei griechische Namen. Seit die Griechen angefangen haben, sich Familiennamen beizulegen, etwa mit dem Anfange dieses Jahrhunderts, ist der Name des letzten Familienhauptes Familienname geworden. Daher hatten sie einen gewesenen türkischen Minister *Karatheodori* und zwei griechische Staatsmänner: *Delijanni* und *Deligeorgi*.

Hadji (arabisch) ist ein Ehrentitel und heißt Pilger. Mohammedaner, die in Mekka, Christen jeder Farbe, die in Jerusalem waren, erhalten den Titel, und zwar dem Namen vorgesetzt und werden gewöhnlich nur noch *Hadji* gerufen, etwa wie bei uns: Herr Doktor. Sonst werden die Titel dem Namen meist angehängt: *Ethem-Pascha*, *Sadik-Bey*, *Said-Effendi*, *Hassan-Aga*.

Sultân wird gewöhnlich vorgestellt, aber eigentümlicherweise fast nur von den verstorbenen Herrschern gebraucht. Der lebende heißt *Padi-schâ* (persisch) und dieses wie das arabische *Sultân* bezeichnet Kaiser. Gewöhnlich aber wird der Herrscher *Hunkiar* genannt, was ebenso wie das ungebrauchliche *Chalifé* (nicht Kalif) den höchsten Herrn des Islam bezeichnet.

Kedif ist Vizekönig und nicht *Kedive*, wie man es in Nachahmung französischer Orthographie noch manchmal

in Zeitungen findet. *Damát*, der Schwiegersohn; als Titel bezeichnet es den Mann einer kaiserlichen Prinzessin.

Der Herrscher Persiens heißt: *Schelûnschâh* der große König, und nicht etwa *Schah-in-Schah*. Unser Schach müßte eigentlich *Schâh*-Spiel heißen. Schach dem Könige oder der Königin ist ein Unding; der Orient kennt übrigens keine Königin im Schach, sondern nennt diese vielbeschäftigte Figur *Wesir* (Minister), was ihr viel besser entspricht.

Nun möchte ich doch noch einige Wörter erwähnen, die einem sehr oft in den Zeitungen aufstoßen. *Sadrasam* ist Großwesir, *Serdarekrem* der militärische Höchstkommmandierende, *Kapudan Pascha* (korrumpiert aus Kapitän) Marineminister, *Seraskér* Kriegsminister. *Tophané-nasír* Minister des Artilleriewesens, *Wekil* wörtlich Vertreter, *Baschwekil* Hauptvertreter, war der Titel des Ministerpräsidenten, als eine Zeitlang der *Sadrasán* abgeschafft war. *Reis-Effendi* bezeichnete früher den Minister des Auswärtigen. *Musteschâr* ist soviel als Unter-Staatssekretär oder Ministerialdirektor. Gegenwärtig (1885) sind die *Musteschars* fast sämtlicher türkischen Ministerien Deutsche. Die „Hohe Pforte“, das Auswärtige Amt, wird entweder mit dem türkischen Wort *Kapu* (das Tor) bezeichnet, oder mit dem arabischen *Bab alié* „Hohe Pforte“. *Bab* das Tor sollte Ihnen bekannt sein, z. B. *Bab-el-Mandeb*, das Tor von *Mandeb*, die Einfahrt ins Rote Meer.

Wilayet heißt die Provinz, *Wali* ist ihr Gouverneur; das *Wilayet* ist eingeteilt in *Sandjaks* (Regierungsbezirke, wörtlich Fahnen), die von einem *Mutassaríf* verwaltet werden. Diese zerfallen in Kreise, *Kasá*, deren Leiter *Kaima-Kâm*, Stellvertreter, heißen. Die Kreise zerfallen in Bürgermeistereien: *Müdürlük*, und *müdür* ist der Herr Bürgermeister. —

Sie müssen sich unter diesen Respektpersonen nur beileibe keine Würdenträger vorstellen, wie bei uns zu Lande. Zumal die zwei letzten Stufen sind oft arme Schlucker, die Diener eines *Pascha* waren und von diesem Amt und Verstand zu Lehen bekommen haben. Fällt der Herr, fällt auch der Knecht; Pension gibt es nicht; wer abgesetzt ist, muß irgendwo um einen neuen Posten betteln und sich bis dahin durchschlagen; natürlich sucht er sich für diesen Fall, solange er im Amte ist, finanziell vorzubereiten. Behandelt man die kleineren Herren höflich, so schwillt ihnen der Kamm, sie gebärden sich mit einer komisch-steifen Grandezza und werden gar anmaßend; behandelt man sie von oben herab, bekommen sie Furcht, was im Orient mit Unterwürfigkeit und Zuvorkommenheit gleichbedeutend ist. Die höheren türkischen Beamten sind durchweg außerordentlich höflich, doch spricht selbst unter den *Walis* kaum der vierte eine europäische Sprache und dann meist Französisch.

Als die Mohammedaner in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit Kleinasien eroberten, erging es ihnen ähnlich, wie den Spaniern in Amerika; das Volk, seine Sitten, Sprache, Religion, Geschichte, alles war ihnen fremd. Orte, Landschaften, Berge und Täler wollten benannt sein. Sage und Geschichte oder örtliche Erinnerungen, die sonst die Namen schaffen, fehlten hier. Nur wenige alte Städte, deren Namen nicht tot zu schweigen waren, retteten diesen, wenn auch oft sehr verunstaltet. Konstantinopel heißt bei den Griechen einfach *i pólis* die Stadt, und auf die Frage wo? und wohin? lautet die Antwort *is tin pólin*, was sowohl in als nach Konstantinopel heißt und *is tim bólin* ausgesprochen wird. Diese Form ist so gebräuchlich, daß man selten *i pólis* hört und z. B. anstatt zu sagen *i pólis* ist schön, sagt der Grieche *is tin pólin* ist es schön. Aus *is tim bólin* machten

die Türken *Istambol*, wie sie aus *is Nikään Isnik* machten und aus *is tin Ko* (nach Kos der Insel) *Istánkö*.

Smyrna wurde *Ismír*, Mytilene *Müdülü*, Samos *Susám*, Kypros *Kibrís*, Kreta *Kiríd*, Pergamon *Bérgama*, Magnesia *Mánissa*, Ancyra oder Angora *Engüre* (jetzt amtlich: Ankara), Ikonium *Kónjah*, Antiochia *Antáki*, Sardes *Sart*, Heraclea *Ereglí* usw.

Wo aber die alten Namen nicht mächtig genug waren, dem Untergange zu widerstehen, da wurden neue gebildet, und zwar mit den primitivsten Mitteln. Wenn Sie sich, verehrte Leserin, ein paar Dutzend Wörter merken, so verstehen Sie, im Falle Sie sich, einmal zum Zwecke geschichtlicher oder archäologischer Studien in Kiepert's Karten vertiefen sollten, beinahe alle Orts- und Landschaftsnamen. Die Stadt heißt *Schehêr*, das Dorf *Köi*, der Berg *Dagh*, der Fluß *Tschai*, das Tal *Déré*, das Wasser *Su*, der Hügel *Tepé*, *Hissar* das Schloß, *Kalé* die Burg, *Göl* der See, *Ova* die Ebene, *Bunar* die Quelle. Nun gibt es über 100 Dörfer, die *Jeni-köi*, Neudorf, heißen; *Kara-köi*, *Kara-dagh*, *Kara-su*, *Kara-deré*, *Kara-hissar* Schwarzdorf, Schwarzenberg, Schwarzwasser usw. sind ebenso häufig; desgleichen *Ak-deré*, *Ak-schehêr*, *Ak-hissar* Weißtal, Weißstadt, Weißenburg usw. *Eski-schehêr* Altstadt. *Deli Tschai* der tolle Fluß, Wildbach kommt dutzendfach vor. *Büyük-deré*, die bekannte Sommerresidenz der Gesandten am Bosphorus, bezeichnet Großtal. *Burnu* heißt die Nase, die Spitze, das Vorgebirge. Wollen Sie die besten Smyrnarosinen kaufen, so verlangen Sie *Kara-burna*; so heißen nämlich die, die auf dem „Schwarzen Vorgebirge“ beim Eintritt in den Golf von Smyrna wachsen. *Seray-burnu* ist am Goldenen Horn die Spitze von *Stambul*, auf der das alte Seray steht. *Boghas* heißt der Hals, die Schlucht, die Enge. *Stambul-boghas* ist der Bosphorus. Als ich vor zwei Jahren mit

meiner Wagenkolonne im Nordosten Kleinasiens eines Tages in einer Talschlucht festsaß, fragte ich einen vorbeikommenden Türken: Wie heißt denn diese *Scheitanboghas*? (Teufelsschlucht.)

„Herr, du sagst es,“ antwortete er. Der Name lag eben zu nahe.

Ein Wort über türkische Zeitrechnung dürfte noch angebracht sein. Das bürgerliche, geschäftliche Jahr rechnen die Türken mit den Griechen und Russen, nur lassen sie es am 1. März beginnen und zählen von der Flucht nach Mekka 622 n. Chr. Die Griechen und Russen sind mit ihrem Kalender bekanntlich um 13 Tage hinter uns zurück.

Das religiöse Jahr der Völker des Islam ist aber aus guten Gründen anders geregelt. Mohammed wußte sehr gut, daß sich seine Nomaden keine gedruckten Wandkalender anschaffen würden und machte ihnen also den Himmel zum Kalender. Der Mond wurde zum Monat und 12 Monde zu einem Jahre gemacht. Somit zählen die Muselman 33 Jahre, während wir nur 32 zählen. Sobald man die neue Mondsichel sieht, ist der Erste des neuen Monats, *Ai-baschi* (Monatskopf). Hiernach richten sich auch die religiösen Feste. Sieht man den Neumond nicht, was bei bewölktem Himmel sich leicht zwei bis drei Tage verzögert, so zählt man halt den alten Monat weiter, der Fehler korrigiert sich aber immer wieder von selbst. Der ganze Monat *Ramasan* ist Fastenzeit. Der *Muslim* darf dann, solange die Sonne scheint, nichts essen noch trinken. Da man für „Rauchen“ im Türkischen „Rauch trinken“ sagt, so haben die Gesetzkundigen ausgetüftelt, daß auch das Rauchen verboten sei. Die „zivilisierten“ Türken kümmern sich um den *Ramasan* wenig, aber der gemeine Mann hält daran fest und es muß wahrlich keine geringe Aufgabe sein, zu-

mal wenn der *Ramasan* in den Hochsommer fällt, vom Morgen bis zum Abend im Felde zu arbeiten und keinen Tropfen zu trinken. Die Nächte entschädigt man sich durch ein fröhliches Leben, das in den Städten etwas vom Charakter des Karneval annimmt. In der Fastenzeit vor einem Gläubigen zu rauchen, gilt für unhöflich, da man seine Begier erweckt und er auch gezwungen ist, etwas mehr oder minder Rauch mit zu „trinken“.

• Die nächste Mondsichel zeigt das große dreitägige *Bairam*-Fest an. Sie können sich denken, mit welcher Sehnsucht sie erwartet wird, und werden es begreiflich finden, daß man überall ein paar Leute auf die höchsten Berge schickt, um die neue Sichel, die gleich nach der Sonne untergeht, zu erspähen. Ich habe aber schon oft den Fall erlebt, daß in dem einen Dorfe schon *Bairam* war, in dem anderen noch Fasten. Hieraus werden Sie auch verstehen, warum der Neumond im Islam eine so große Rolle spielt und selbst Wappen geworden ist. Wir nennen das den „Halbmond“, was durchaus falsch ist. Mondfinsternisse gelten als Ereignisse von böser Vorbedeutung.

Bei uns zu Lande beachtet man den Mond zu wenig, und ich sah schon mehr als ein Gemälde: Morgendämmerung, auf dem der Mond als Neumond gezeichnet war, und endlich las ich irgendwo ungefähr folgendes: „Die Sonne tauchte ins Meer und bald darauf erhob sich die Mondsichel, mit ihrem matten Glanz die Dämmerung bekämpfend.“ So etwas wäre im Orient unmöglich zu sagen; hier weiß jedes Kind, daß, wenn der Mond um die Zeit des Sonnenuntergangs aufgeht, dies nur der Vollmond sein kann, und wenn er des Nachts aufgeht, dies nur der abnehmende Mond ist, um so kleiner, je später er aufgeht; geht er aber im Laufe der Nacht unter, so ist der Mond im Zunehmen.

Auch die Uhr ist anders geregelt als die unsrige.¹ Im Moment, wo die Sonne untergeht, ist es 12 Uhr, und es beginnt der neue Tag, wie bei den Israeliten, deren Schabbes am Freitagabend bekanntlich beginnt. Der Reisende und der Ackersmann weiß da gleich genau, wann er im Quartier sein muß, und ich selbst stelle auf Reisen meine Uhr gewöhnlich auf türkische Zeit. Wer eine gute Uhr hat, stellt sie am 21. Juni so, daß sie täglich etwa eine Minute vorläuft und am 21. Dezember stellt er sie um ebensoviel auf „retard“. Der schlechteste Klapperkasten aber kann jeden Abend ohne Normaluhr reguliert werden. Daß die Mohammedaner zum Unterschiede von Christen und Juden den Freitag heiligen, ist Ihnen bekannt.

Mit diesem astronomischen Ausfluge sind wir aber ganz von unsern Sprachstudien abgekommen. Zu Ihrer Entschädigung wollen wir jetzt Grammatik treiben.

Wenn Sie, verehrte Leserin, Türkisch lernen wollen, brauchen Sie sich zunächst nicht mit dem bestimmten Artikel herumzuschlagen, wie der arme kleine Türke, der mich fragte, wie doch, da „der“ im Deutschen etwas Männliches bedeute, die Frau im zweiten und dritten Falle „der Frau“ heißen könne. Auch brauchen Sie sich nicht zu fragen, warum der Tisch männlich bei uns Deutschen, weiblich in den romanischen Sprachen ist. Die Türken haben keinen bestimmten Artikel und kein Geschlecht ihrer Hauptwörter; folglich ändern sie das Beiwort auch nicht ab, auch nicht beim Deklinieren und nicht in der Mehrzahl. Z. B. *güsél Kys* heißt das schöne Mädchen, *güsél Kyslér* die schönen Mädchen, *iki güsél Kys* zwei schöne Mädchen. Da in *iki* schon die Mehrzahl angezeigt

¹ Jetzt ist in der Türkei die europäische Zeit eingeführt. Viele Leute halten sich aber noch an die alte Uhr.

ist, so sagt er sie nicht noch einmal durch *Kyslér*. Sie sehen, daß das sehr einfach ist und des Guten nicht zuviel.

Mein, dein, sein, unser usw. wird durch ein angehängtes *im, in, y, imis, inis, ij* ausgedrückt. *Effendi* der Herr, *Effendim* mein Herr, *Effendimis* unser Herr, ist die einzige Anrede an den einzigen Sultan. Im Gespräche oder wenn man jemanden anruft, dessen Namen man nicht kennt und der gerade nicht die Titulatur *Effendim* zu verdienen scheint, ruft man *Gösym* mein Auge, *Djanym* meine Seele, oder *Kusum* mein Lamm. Weniger freundlich ist der Ruf *banà bak* (*banà* mir, *bak* schau), also etwa: schau her; dies ist indes der gewöhnliche Ruf, und da man ihn sehr häufig hört und er recht breit klingt wie ein ganzer Mund voll, so nennen die bösen Franken die armen Türken spottweise Banabaks. Will ein Türke dem anderen ungehobeltes Benehmen oder Dämlichkeit vorwerfen, so sagt er: *Türk sen* du Türke, was etwa so klingt, als wenn bei uns einer zum anderen sagt: Du Michel!

Was die Konjugation anbetrifft, so hat ein großer Sprachforscher, irre ich nicht, Max Müller, gesagt, daß, wenn man je eine Universalsprache herstellen wolle, man jedenfalls der türkischen die Konjugation entnehmen müsse. Es gibt in der Tat nichts Klareres und Einfacheres. Ich, du, er usw. wird wie mein, dein, sein durch Anhängung einer Silbe oder eines Buchstabens ausgedrückt; jede Zeit desgleichen durch Einschlebung einer Silbe, so daß, wenn Sie das ganze Aktivum eines Zeitwortes durchkonjugieren, für jede Form stets nur ein Wort haben, wo wir im Deutschen oft vier anwenden müssen, z. B. ich würde getan haben. Das Passivum bildet sich durch Anhängung einer Silbe (*il*) an den Stamm und wird dann gerade so durchkonjugiert wie das Aktivum *Sewmek* z. B. lieben, *sewil-mek* geliebt werden. Schiebt man aber nun noch ein *me*

ein, so wird die ganze Konjugation verneinend, *sewmemek* nicht lieben, *sewilmemek* nicht geliebt werden. Hängen Sie anstatt des *me* ein *eme* an, so bezeichnet das die Unmöglichkeit: nicht lieben können. Das ist doch wunderbar einfach.

Damit aber ist es nicht genug. Hängt man die Silbe *dur* an, so wird ein intransitives Zeitwort transitiv. Z. B. *ölmek* sterben, *öldurmek* sterben machen, also töten oder wenn es schon transitiv ist, kommt dadurch der Sinn des Veranlassens hinein. Z. B. *jemek* essen, *jedurmek* einen essen lassen. Diese Wörter werden nun wieder ganz wie ein ursprünglicher Stamm behandelt und werden wieder durch Anhängung der Silben *il*, *me*, *eme* passiv, verneinend oder unmöglich, ganz wie oben gesagt. Dann gibt es noch eine Form der Gegenseitigkeit, sich einander lieben, die ebenso vielfach behandelt werden kann. Wer sich einmal in dies System hineingedacht hat, für den gibt es nichts Kürzeres und Bündigeres als diese Konjugation. „Ich würde Ihnen nicht erlaubt haben zu essen,“ ist im Türkischen ein Wort; ebenso: „Ich werde unmöglich erlauben können, daß Sie sich gegenseitig besprechen.“

Ebenso einfach bilden sich Wörter. Ein angehängtes *ly* bezeichnet die Eigenschaft, ein *dji* die Beschäftigung, ein *hané* das Vorkommen, den Ort der Aufbewahrung, *lik* das Geschäft. Z. B. *Demir* das Eisen, *demirly* eisern, *Demirdji* der Schmied, *Demir-hané* Eisenlager, *Demirdjilik* das Schmiedehandwerk.

Timur, der große Eroberer, heißt eigentlich *Demir* mit dem Beinamen *lenk* der Lahme, der Hinkende. Daraus hat man es fertig gebracht, den Namen *Tamerlan* zu konstruieren.

Ja dewé, *ja dewedji* entweder Kamel oder Kameltreiber, zu deutsch Hammer oder Amboß.

Top heißt die Kugel. Da Kegelbahnen noch nicht eingeführt sind und die Flintenkugel einfach *kurschum* Blei heißt, so versteht man unter *Top* nur die Kanonenkugel und dann die Kanone selbst. *Topdji* ist also der Artillerist, *Tophané* das Arsenal.

Die angehängte Silbe *ly* bezeichnet nicht nur, wie schon gesagt, die Eigenschaft, sondern auch das Herkommen. *Ismirly* der Smyrniote, *Allemanialy* der Deutsche, *Osmanly* einer von Osmans Leuten, *Russialy* oder *Moskow* der Russe. *Ingliterraly* sagt man nicht, sondern kurzweg *Ingilis*, ebenso *Francis*. Da fällt mir eine kleine Geschichte ein. Vor zwei Jahren war ich tief im Inneren Kleinasiens hinter dem Halys bei einem biederen Türken zu Gaste. Als wir nach dem Abendessen den *Tschibuk* rauchten, fragte mein Gastfreund: „Was für ein Landsmann bist du?“ Ein *Borussialy* oder, wenn dir das bekannter ist, ein *Allemanialy*. „Nein, das kenne ich nicht, ist das weit von den *Moskow*?“ Die *Moskows* haben wir auf der einen Seite zu Nachbarn. „Ist es denn weit von den *Inglis*?“ Na, wir wohnen so ungefähr zwischen beiden. „Weh, ihr Armen!“ Ich lachte und sagte: „Wir fürchten uns nicht; hast du nicht von dem großen Kriege gehört, den wir mit den *Francis* geführt haben?“ Da sprang er auf: „Da bist du ja ein *Bismarckly*; das hättest du mir doch gleich sagen sollen.“ Ich nickte sehr einverstanden. „Euer *Padischâh* soll ein sehr alter Mann sein, über 100 Jahre, ist er noch gesund?“ *Hamd ul-lah* (Gott sei Dank). „Wollen die *Francis* nicht wieder Krieg mit euch anfangen?“ Wer sich den Mund verbrannt hat, bläst auch auf saure Milch. „Geprügelte Pferde schlagen aber gern aus.“ Ein Pferd, das schlägt, faßt man beim Kopfe an. „Wenn zwei Krüge zusammenstoßen, bricht einer. Gott allein weiß, welcher.“ Erst binde deinen Esel an, dann befiehl ihn Gott. Alles türkische Sprichwörter,

mit denen die Türken überhaupt sehr gern die Unterhaltung führen. Schließlich sagte mein Wirt: „Du sprichst ja ziemlich Türkisch, können das viele deiner Landsleute?“ Ich kenne sehr viele, die es sehr gut sprechen. „*Afferim, türkdje bilir, allahdan korkar.*“ (Sehr gut, wer Türkisch spricht, fürchtet Gott.) Auch ein Sprichwort.

Wenn's wahr ist, verehrte Leserin, so habe ich Ihnen einen Weg gezeigt, wie Sie in den Ruf der Gottesfürchtigkeit kommen können, was Sie wohl beim Aufschlagen dieser Zeilen am wenigsten erwartet haben. Aber *Alláh kerim*: Gott ist groß.







